

B i b l i o t h e k  
der  
Geschichte der Menschheit.

---

Homo sum, humani nihil a me alienum  
puto.

*Terent.*

---

G e s c h i c h t e r B a n d .

---

L e i p z i g ,  
bei Weidmanns Erben und Reich. 1784.

ՏԵՐԵԼՈՒԾ

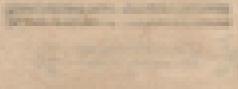
ՀԱՅԱՍՏԱՆԻ ՀԱՆՐԱՊԵՏՈՒԹՅԱՆ  
ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ

ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ

ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ  
ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ  
ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ

ՎՐԱՅԻ

Վ



ՏԵՐԵԼՈՒԾ

ՎՐԱՅԻ

ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ ՎՐԱՅԻ

# Beschriftung der Chinesen.

Aus den besten Reisebeschreibungen  
gesammelt.

---

Zweiter Band,

---

Leipzig,  
bei Weidmanns Erben und Reich 1784,

# ଶ୍ରୀମଦ୍ଭଗବତ

ପ୍ରକାଶିତ ଦେଖିବାରେ  
ଅନୁଷ୍ଠାନିକ ପରିଚୟ

## ଶ୍ରୀମଦ୍ଭଗବତ

ପ୍ରକାଶିତ ଦେଖିବାରେ  
ଅନୁଷ୍ଠାନିକ ପରିଚୟ



ALTE CHINENISCHE REISEN VI

## In h a l t.

### Von den Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten der Chinesen.

#### Siebenter Abschnitt.

Die verschiedenen Klassen, in welche die Einwohner von China getheilt werden.

##### Erstes Kapitel.

Die Classe des Adels, welche die Mandarinen und Gelehrten mit unter sich begreift.

##### Zweytes Kapitel.

Die Handwirthe, und das Ansehen, in dem der Geldbau steht, ingleichen von der Fischartei der Chinesen.

##### Drittes Kapitel.

Die Classe der Kaufleute, nebst der Schiffarth und dem Handel der Chinesen.

I. Ihr einheimischer und fremder Handel.

II. Ihre Schiffarth.

III. Gelegenlichkeit zu Lande zu reisen, und bis  
Sachen fortzuschaffen.

IV. Münzen, Gold, Gewichte und Waage.

#### Viertes Kapitel.

Klasse der Handwerker und Künstler.

I. Wie die Seidenwärmer gezeugen werden, und  
wie die Seide erhalten wird.

II. Vom Porcellän und dessen Herstellung.

a) die Materialien des Porcelläns. Wie  
solche zubereitet werden. Das Öl über  
der Färbung zur Glasur.

b) Wie das Porcellän gemacht wird.

c) Farben mit denen es gemalt wird, und  
die Art sie aufzutragen.

d) Die Ofen zum Porcellänkochen.

e) Geschicklichkeit der Arbeiter, und Ver-  
gleichung des Porcelläns zu verschiedenen  
Seiten.

III. Porzett, Dinte und Pinsel in China, nebst  
der Art Bücher zu brüden und zu binden.

a) Von der Porzettmanufaktur.

b) Chinesische Dinte und Pinsel zum Schrei-  
ben.

c) Die Druckerei und das Buchbinden.

Arbeitsblatt  
der chinesischen Dinge, zunächst und leichter sich  
zu erinnern.



# Von den Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten der Chinesen.

---

## Siebenter Abschnitt.

Die verschiedenen Klassen, in welche die Einwohner von China getheilt werden.

Einwohner scheint China so bald als irgend eins der ältesten Länder in der Welt gehebt zu haben; aber eine gewisse Zeit zu bestimmten, wenn es bewohnt worden ist, überlasse ich andern. (Sonnerrat glaubt, China sei erst lange nach Indien und Persien bevölkert worden. Denn die Lage dieser Länder begünstigte das Abslaufen des Gewässers, indessen daß China erst nach einer sehr langen Reihe von Jahrhunderten trocknet Boden werden könnte). Der feste Grund, worauf die Chinesen ihre Mauer bauen, ist die Finsterniß, welche nach ihren Berechnungen 2155 Jahr



vor Christi Geburt eingefallen seyn soll.  
 Die mässige Geschicklichkeit dieses Volkes  
 aber in solchen Beobachtungen vor Ankunft  
 der katholischen Missionaren, giebt billig  
 Unlaß an der Zuverlässigkeit ihrer Zeitech-  
 nungen zu zweifeln; zu geschweigen, daß  
 der erste souveraine Kaiser, Schiwangti,  
 213 Jahr vor Christi Geburt den Beschl  
 ertheit hat, alle historische Bücher zu ver-  
 brennen, und auch viele gelehrte Männer  
 lebendig braten zu lassen, damit von den  
 Verdiensten der vorigen Kaiser nichts weis-  
 ter gedacht werden könne. Indes hat ein  
 gelehrter Mann (Baier comment. de orig.  
 Sinic. p. 288) Gelegenheit genommen, die  
 Chinesische Geschichte mit der heiligen  
 Schrift, solcher Gestalt zu vergleichen, daß  
 Tai so hi gewesen seyn soll Adam das ob  
 und seine Frau Nicua, nisi Eva.  
 Ven tixin num. . . . . Seth. . . . .  
 Tilm quei . . . . . . . . . Enoch.  
 Ti chim . . . . . . . . . Cainam.  
 Tilmim . . . . . . . . . Mahalael.  
 Ti y . . . . . . . . . Jared.  
 Ti lay . . . . . . . . . Enoch.

Ti yu vam ill - phoo d Mekhusalem.

Hiren yuen - - - Lamach.

Hoam ti u no hoo. - - Moa.

Man hält sonst Ho - hi vor den ersten

Stifter des Chinesischen Reichs. Dieses soll aber eben der Mann seyn, den die heilige Schrift Moa nennt. Es wird weiter unten mehreres davon gesagt werden.

Die Wohlreichheit wird man aller Orten und Enden gewahr, zu welcher, außer andern Ursachen, auch die Liebe zu ihrem gesunden Vaterlande vieles beiträgt, in welchem sie lieber in Dürstigkeit leben, als an auswärtigen Orten einen reichlichen Unterhalt suchen. Nebendies haben sie auch nur die Freyheit, mit ihren Schiffen die einländischen Plätze, und außerdem Batavia und mehr Orte des nächsten Landes in Asien zu besuchen. Die Gassen sind hier so voller Menschen, als ob täglich Jahrmarkt wäre, wenigstens vom Julius an bis zum Hebeuar, in welcher Zeit die Europäer sich hier aufzuhalten. In China sollen 53 Millionen Menschen seyn, welche alle zwischen 20 und 60 Jahren

ren sind, und jährlich ihr Kopfgeld erlegen.

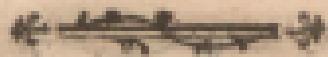
Wäre China, sagt ein anderer Reis.  
sebeschreiber, überall so bevölkt, als zwischen Schau hing und Su chow: so würde ich ohne Schwierigkeit glauben, es enthalte mehr Einwohner, als ganz Europa. Man versichert aber, daß die nördlichen Landschaften von weitem nicht so volkreich, als die südlichen, sind.

In Peking allein sind drey Millionen. Diese Rechnung kann um deswillen sichern; weil jedes Haupt einer Familie der Obrigkeit die Zahl der Personen, aus denen sie besteht, melden muß.

Magst du den Tribut, den eine jede Person  
zwischen zwanzig und sechzig Jahren  
in diesem volkfreichen Lande giebt, berechnen? Der Tribut, den eine jede Person  
zwischen zwanzig und sechzig Jahren  
in diesem volkfreichen Lande giebt, be-  
rechnet sich auf unermessliche Summen. In  
dem Verzeichnisse, das man im Anfange der  
Regierung des Lang hi machte, wurden  
elf Millionen, zwey und funfzigtausend,  
achtundhundert und zwey und siebenzig Famili-  
en; und neun und funfzig Millionen  
siebenmal hundert und acht und achtzig tau-  
send dreihundert und vier und sechzig stets  
bare

bare Männer gesunden; ohne hier die Prinzen, die Hosbedienten, die Mandarinen, die abgedankten Soldaten, Studenten, Licentiaten, Doctoren, Bonzen, Personen unter zwanzig Jahren alt, und die grosse Menge, die auf Barken, auf der See und auf Flüssen lebet, mitzuzaehlen.

Die Anzahl der Bonzen ist weit über eine Million; und es befinden sich ihrer zweitausend unverheyrathete zu Peking, außer noch dreymal hundert und fuenftausend in ihren Tempeln, die durch Kaiserliche Freyheitsbriefe an verschiedenen Orten gestiftet sind. Die Gelehrten, Baccalaureen, sind allein ungefähr neunzigtausend stark. Die innerlichen Kriege und die Eroberung der Tataren haben freylich sehr vieles Volk hingerichtet; aber vermitst des Friedens haben sie sich seitdem ungemein vermehret. Kanton, sagt Sonnerat ist gewaltig groß, aber schlecht gebauet. Die Strassen sind enge und unreinlich, auch nicht nach der Schnur angelegt, wie man vorgegeben hat. Eine solche Regelmässigkeit wäre vor den Charakter und Überglauhen der Chinesen unerträglich. Die einzigen



gen nach dieser Art gebauten sind die Kaufmannsgasse, welche die Europäer gewöhnlich die Porcellanstrasse nennen, und die Gasse der Kappennmacher. In diesen Strassen verkaufen auch die Chinesen am Tage, wohnen aber nie mit ihren Familien darin, weil sie wöhnen, daß eine solche nach ausländischer Art gebaute Wohnung alles Unglück über sie bringen würde. Die übrigen Strassen bilden eine Gattung von minder oder mehr beträchtlicher Mosaike, weil jeder Chinese, um mehr Glück zu haben, als sein Nachbar, sein Haus allemal wenigstens um einen, manchmal um zwey bis drey Fuß weiter auf die Strasse hinausbauet, welches eine sehr abgeschmackte Ungleichheit verursacht. Jedes Haus nimmt einen sehr beträchtlichen Platz ein, so daß eine Chinesische Stadt, welche so groß wie Paris ist, nie über hunderttausend Einwohner hat. Ich habe die Bevölkerung von Kanton, von der Tatarstadt und Schiffstadt, welche Peter le Comte auf 150000, und P. du Halde auf eine Million Selen angiebt, selbst mit inheeren Chinesen gezählt berechnet, und konnte, ob schon es Markt-

Märkigkeit war, doch nicht mehr als 75000 Menschen herausbringen. Leute, die im Lande gebürtig und bekannt sind, haben mich versichert, daß alle Städte in China wie Kanton gebaut sind; folglich müßte eine solche, um so viele Einwohner in sich zu fassen, wie Paris, wenigstens fünfzig Meilen im Umkreise haben. Dies stimt aber mit den Nachrichten der Missionarier nicht überein; denn diese versichern, daß Peking, welches nur sechs Meilen im Umkreise hat, mehrere Millionen Menschen in sich fasse.

Die fruchtbarsten Striche des Landes werden zu Grabstätten gebraucht, und es ist heut zu Tage kein Geheimniß mehr, daß die innern Gegenden von China weder besiedelt noch bebaut sind; daß sich die Chinesen an die Ufer der Flüsse und an die zum Handel bequemsten Plätze gezogen haben; daß der Überrest des Landes mit ungeheuren Wäldern überdeckt, und nur von reißenden Thieren oder einigen unabhängigen Rotten von Menschen bewohnt sei, die sich Höhlen in die Erde graben, und von Wurzeln leben. Manchmal rötten sich auch einige



nige derselben zusammen, und plünderten die ihnen zunächst gelegenen Dörfer, welches also sehr einleuchtend beweiset, daß die Bevölkerung von China bei weitem nicht so beträchtlich sei, als man unschedem übers reden wollte.

Die Schriftsteller sind wegen der Stufen oder Abtheilungen der Einwohner von China nicht eins. Mavarette meldet, die Chinesen theilten alles Volk in vier Klassen: Zu, Nung, Kung, und Zang; das ist, Gelehrte, Hauswirthe, Handwerker, und Kaufleute. Du Halde behauptet an einem Orte, alle Einwohner wären in drei Klassen getheilt, nemlich in das gemeine Volk, die Gelehrten, und die Mandarinen. Aus dem zwey sagt er, es gäbe eigentlich nur zwei Abtheilungen im Reiche, als den Adel, und das gemeine Volk. Die erste begriffe die Prinzen vom Gebüte, die Mandarinen, und die Gelehrten; die andere aber die Hauswirthe, Kaufleute und Künstler. Wir wollen uns nach dieser letzten Abtheilung richten.

## Erstes Kapitel.

**D**ie Klasse des Adels, welche die Männer  
daranen und die Gelehrten mit unter  
sich begreift.

**D**er Adel erbet in China nicht, ob es  
es gleich Würden giebt, die zu  
einigen Familien gehören, und vom Kaiser  
solchen ertheilt werden, die er am geschicktesten  
hält, selbigen vorzustellen. Wäre ein  
Mann auch noch so berühmt gewesen, und  
hätte sich zu den höchsten Ehrenstellen des  
Reichs geschwungen, so müssen doch seine  
Kinder ihr Glück für sich machen, und wenn  
es ihnen an Geschicklichkeit fehlet, oder sie  
ihre Bequemlichkeit lieben: so werden sie  
den gemeinen Mannen gleich geachtet, und  
müssen sich oft zu den niedrigsten Vertricha-  
tungen bequemen. Ein Sohn kann seines  
Vaters Vermögen erbauen; aber die Würden  
und die Ehre seines Vaters zu besitzen,  
muß er eben die Stufen durchgehen, die  
sein Vater hinaufgestiegen ist. Aus dieser  
Ursache verlassen sie sich hauptsächlich auf  
unablässigen Fleiß, als den einzigen Weg  
zum



zum Adel; und sie sind versichert, sich zu heben, wie auch ihre Herkommen beschaffen seyn mag, wenn sie zur Gelehrsamkeit geschickt sind. So sieht man täglich viele pidiglich zu Ehrenstufen gelangen, ungefähr wie die italienischen Geistlichen, die zu den höchsten Stellen der Römischen Kirche gelangen können, auch wenn sie von dem niedrigsten Herkommen sind.

Niemand unterscheidet sich durch einen besondern Titel, als wer zur königlichen Familie gehört. Diese haben den Rang der Prinzen, indem es fünf Ehrenstufen des Adels giebt, ungefähr wie die Herzoge, Markgräfen, Grafen, Vicegräfen und Baronen in Europa. Diejenigen, welche von der königlichen Familie abstammen, erhalten solche Titel, als, die Kinder des Kaisers, und seine Schwiegersöhne. Es werden ihnen nach ihrem Range Einkünfte ausgewiesen, aber ohne die geringste Macht. Es giebt auch Prinzen, welche die königliche Familie gar nichts angehen, und entweder von den vorzigen regierenden Familien, oder von Vorfahren abstammen, die solche Titel durch ihre Verdienste erworben haben.

haben. Als der Stifter der gegenwärtigen tatarischen Familie auf den Thron kam; so gab er seinen zahlreichen Brüdern, die durch ihre Tapferkeit vieles zur Eroberung beigebracht hatten, verschiedene Ehrentitel. Er machte einige zu Tsing vang, andere zu Kyung vang und Peyle. Die Europäer haben sie kleine Könige, oder Fürsten vom ersten, zweyten und dritten Range genannt. Man setzte alsdann fest, daß von eines jeden Prinzen Kindern eins solle ausgelesen werden, um dem Baier in dieser Würde nachzufolgen.

Außer diesen dreyen Würden macht der Kaiser noch welche von niedrigerm Range, die den andern Kindern, welche die meisten Verdienste haben, ertheilet werden. Die vom vierten Range heißen Peh tse, die vom fünften Kong bew u. s. w. Der fünfte Range ist über die vornehmsten Mandarinen des Reichs: die Prinzen von niedrigeren Stufen aber unterscheiden sich durch nichts, wie die vorigen, von den Mandarinen, weder in ihrer Bedienung, noch Kleidung, den gelben Gürtel anzunehmen. Diese kommt allen Prinzen vom Schluß.

te, denen, die Würden besitzen, und denen, die keine haben, zu. Die letztern aber verbergen solchen, weil sie sich schämen, ihn sehen zu lassen, wenn sie ihren Aufzug nicht ihrer Geburt gemäß einrichten können.

Die Prinzen von Königlichem Geblüte haben keine Macht und kein Ansehen im State. Man räumet ihnen einen Palast und einen Hof mit Bedienten, nebst Einkünften, die ihrem Range gemäß sind, ein; sie haben aber über das Volk nicht die geringste Macht, obgleich selbiges ihnen ungemeine Ehreerhöhung erzeigt. Vorwärts, als sie in die Provinzen zerstreut waren, zahltcn ihnen die Kronbedienten ihre Einkünfte alle drei Monate aus, damit sie genthiget wären, solche sogleich nach Empfang auszugeben, und nichts zu Aussführung aufzuhescher Unternehmungen beiseite legen könnten; ja sie durften sich von dem ihnen angewiesenen Gize bey Lebensstrafe nicht entfernen. Seitdem aber die Tataren Heeren von China sind, hat der Kaiser es vor dienlicher befunden, daß alle Prinzen bey Hofe vor seinen Augen leben sollten. Sie haben auch Häuser, Landgüter

gäter und Einkünfte außer dem, was der Kaiser ihnen zu ihren Ausgaben giebt, und wissen ihren Reichtum durch den Fleiß ihrer Bedienten so zu vermehren, daß einige von ihnen sehr vermögend sind.

Der Ursprung der Prinzen vom Geblüte erstreckt sich rückwärts nur auf fünf Glieder. Dennoch beläuft sich doch ihre Zahl jetzt schon auf zweitausend. Sie schaden einander durch ihre Vermehrung. Denn da sie keine Landgüter haben, und der Kaiser ihnen nicht allen Gnaden Gelder anweisen kann: so leben einige in der größten Armut und in schlechtem Ansehen.

Gegen das Ende der Regierung vom Geschlechte der Ming, befanden sich über dreitausend Familien von diesem Stande in der Stadt Khang Chow, deren verschiedene blos von Hartherzigkeit leben mußten. Die Strassenräuber, die sich Peking bewirkt hatten, machten fast alle diese Prinzen nieder, und daher liegt ein Theil der Stadt wüst. Die wenigen, welche entkamen, waren den gelben Gürtel weg, veränderten ihre Namen, und mengten sich unter das Volk. Man weiß aber von allen noch,



dass sie von dem kaiserlichen Geschlechte der Ming sind; und einer von ihnen diente in einem Hause, das den Jesuiten in selbiger Stadt gehörte, und das einer von diesen Prinzen gebauet hatte, den Missionarien. Er wusste, dass die Tataren ihn aussuchten, und rettete sich durch die Flucht.

Die Prinzen haben, außer ihrer rechtsmässigen Gemahlin, ordentlich noch drey andere, denen die Kaiser Titel geben: so wie auch ihre Namen in das Tribunal der Prinzen gerückt werden. Ihre Kinder stehen zunächst nach den rechtmässigen, und werden höher gehalten, als die Kinder gesmeiner Nebenweiber. Sie haben auch zwey erley Bedienten, von denen die eine eigentlich Sklaven sind; die andern sind Tataren, oder tatarische Chinesen. Der Kaiser giebt ihnen deren mehr oder weniger, nachdem er sie ehren will.

Diese letztern machen die Bedienung eines Prinzen aus, und heissen ordentlich seine Thorleute. Es sind unter ihnen verschiedene ansehnliche Mandarinen, Unterkönige, ja Tsong tus, die zwar nicht, wie jene, Sklaven, aber seinem Willen eben

so sehr unterworfen sind, so lange er seine  
Würde besitzt. Erlangen seine Kinder  
eben diese Würde, so bekommen sie auch  
diese Bedienten. Wird aber einer von den  
Prinzen bey seinem Lebzeiten seiner Würde  
entzogen, oder pflanzt sich solche nicht auf  
seine Kinder fort: so werden diese Bedien-  
ten zurück behalten, und einem andern Prin-  
zen vom Geblüte, der eben die Ehrenstelle  
erhält, gegeben.

Die Beschäftigung dieser Prinzen von  
den fünf ersten Orden ist gemeinlich dies-  
se, daß sie bey den öffentlichen Geheimtheit-  
ten gegenwärtig seyn, und sich an jedem  
Morgen in des Kaisers Palast zeigen müß-  
sen; worauf sie nichts mehr zu thun ha-  
ben, als ihre Familie, die Mandarinen,  
und andere Beamten ihres Hausswesens zu  
regieren. Denn es ist ihnen nicht verstat-  
tet, einander zu besuchen, oder außerhalb  
der Stadt zu wohnen, wenn sie nicht aus-  
drückliche Erlaubniß dazu haben. Doch  
werden einige oft in Statsgeschäften ge-  
braucht, und thun dem Reiche grosse Dien-  
ste, wie der dreyzehnte Bruder des verstor-  
benen Kaisers Rang hi.



Zum Adel rechnen sie erstlich die, welche Mandarinen in den Provinzen gewesen sind; es sey daß sie von ihrem Posten entlassen werden, wie die meisten von dieser Art sind, daß sie der Tod eines Verwandten genügt hat, abzudenken: aber daß sie vor sich selbst, mit Erlaubniß des Kaisers, ihre Umlte aufgegeben haben. Zweitens dienen jenen, welche nicht Geschicklichkeit genug zu den Ehrenstellen haben, wozu Gelehrsamkeit erforderlich wird, und doch durch Geschenke oder Kunst gewisse Ehrentitel erhalten, die ihnen das Vorrecht ertheilen, die Mandarinen zu besuchen; daher sie von dem Volke sehr gefürchtet und hochgeschätzt werden. Drittens, alle Studierende von fünfzehn oder sechzehn Jahren, bis zu vierzig, welche sich ihrem Examens unterwerfen.

Die Familie, die ist vor die edelste in China gehalten wird, ist die Familie, welche vom Confucius, ihrem berühmten Weisweisen, abstammet. Eigentlich giebt es keinen erblichen Adel, als in dieser Familie, welche die älteste von der Welt ist, da sie von einem seiner Betteuen in gerader

thic über zweitausend Jahre her abstammet. Er wird dieserwegen Sching; jiu; ti schicul; das ist, der Vetter des grossen Mannes, genannt. In Betrachtung dieser Abfunft haben die Kaiser beständig einen seiner Nachkommen mit der Würde eines Kong beehret, welche unsern Herzögen oder alten Gräfen gleichkommt. Dieser hält sich gewöhnlich zu Ky-oso-ro hyen in der Provinz Schantong auf, welches der Geburtsort des Confucius ist, und allezeit unter einem Mandarin von dieser Familie steht.

Eines von den vornehmsten Meermahlen des Adels sind die Ehrentitel, welche Personen von besondern Verdiensten durch den Kaiser ertheilt werden. Dieses geschieht bisweilen nach dem Masse ihrer Verdienste, auf fünf, sechs, acht und mehr Glieder. Manchmal geht es noch weiter, und es strecket sich, durch besondere Adelsbriefe, auf Vater, Mutter, Grossvater und Grossmutter, und giebt jedem einen besondern Ehrentitel, nach dem edeln und außsternden Grundsape: daß die Thre derer, die durch ihre Verdienste sich zu den Stellen von Mandarinen oder hohen obrigkeitslichen



lichen Personen erhoben haben, der Sorgfalt ihrer Vorfahren zu zuschreiben ist, und diese also mit Recht einen Theil davon fordern können.

Um dieser vortrefflichen Art, die Verdienste zu belohnen, gab der Kaiser ein ausnehmendes Beispiel am Ferdinand Verbiest, einem flandrischen Jesuiten, im Jahre 1678. Wie dieser Missionarius die Läseln von den himmlischen Bewegungen und Finsternissen auf zweitausend Jahre, die ihm aufgetragen worden waren, fertig hatte: so brachte er dieses grosse Werk in ziven und dreysig Bände Karten, mit ihren Erläuterungen, und betitelte es: die immerwährende Sternkunst des Kaisers Kang hi; worauf er es dem Kaiser übersetzte. Dieser ließ deswegen eine allgemeine Zusammenkunft der Grossen anstellen, in welcher er das Geschenk mit ungeminem Vergnügen annahm. Er ließ es in die Archive seines Palastes legen und machte ihn zur Wergestaltung seiner Arbeit und seines Verdienstes, zum Präsidenten des mathematischen Gerichtes, nebst dem Titel eines Za-jin oder grossen Mannes, welcher

Ehre zu dieser Würde gehörte. Dieser Titel erstreckte sich auf alle seine Verwandten.

Owwohl Verbicci in China keine Verwandten hatte, welche diese Ehre mit ihm teilen könnten: so wurden doch alle Missionare vor seine Brüder angesehen, und erhielten besagte Titel von den Mandarinen. Dieser Charakter eines grossen Mannes verschaffte dem Bischof von Heliospolis einen leichten Zutritt in China, und die meisten Missionare ließen ihn an ihre Hausschützen schreiben. Die Verwandten der Chinesen, welche mit solchen Titeln behext sind, bilden sich ungemein viel darauf ein, lassen sie in ihren Wohnungen an verschiedenen Orten anschreiben, und selbst auf die Laternen setzen, die zur Nachtzeit vor ihnen hergetragen werden, welches ihnen viel Ehrebeitung erwirkt. Der Kaiser ertheilte nachgebends in verschiedenen Patenten seinen Vorfahren verschiedene Ehrentitel; einen seinem Großvater, Peter Verbicci; einen andern seiner Großmutter, Paschasia da Wolf; noch einen Ludwig Verbicci, seinem Vater; und den vierten seiner Mutter, Annen Banherke.



Aus dem angeführten erhellet, daß, des Confucius Nachkommen, und die Prinzen von der herrschenden Familie ausgenommen, niemand in China edel ist, als wenn der Kaiser ihn seiner Verdienste wegen das vor erklärt, oder ihn zu dem Range, dessen er ihn werthschätzt, erhoben hat. Alle, die keine Grade angenommen haben, werden zum Pöbel gerechnet. Da sich also kein erblicher und alter Adel in den Provinzen befindet; so darf man nicht befürchten, daß sich jemand in den Provinzen ein Ansehen verschaffen mögte, das dem Landesherren nachtheilig seyn könnte.

Die Gelehrten sind blos zur Aufmunterung zu dem, was in China Gelehrsamkeit heißt, geadelt worden. Dies besteht vornehmlich in der Geschichte, den Gesetzen, und der Sittenlehre, als denjenigen Wissenschaften, die am meisten zu dem Frieden und der Wohlfahrt der Gesellschaft und der Regierung befragen. Alle diese Wissenschaften zu erlernen, haben sie ihre Schulen oder Hallen und Collegia durch das ganze Reich, in denen sie die drey Grade der Baccalaureen, der Licentiaten oder Meister

ster der Künste, und der Doctoren, wie in Europa, annehmen. Aus den beiden letzten Klassen werden alle bürgerliche Obrigkeiten und Beamte gewählt, und man kann zu keinen Bedienungen, als durch diese Stufen kommen; daher alle in ihrem Studieren eifrig sind, in Hoffnung, ihre Stände zu erhalten, und dadurch ihr Glück zu machen.

Der Nachricht der Missionarien zu folge, sangen die jungen Chinesen schon im fünften oder sechsten Jahre an zu studieren. Ihre Anzahl erstreckt sich auf siebenzig bis achtzigtausend. Um dieselben dazu anzulösen, haben sie zu den ersten Anfangsgründen ungesähr hundert Charaktere erwählt, welche die Sachen ausdrücken, die sie am gewöhnlichsten sehen, als: der Himmel, die Sonne, der Mond, ein Mensch, gewisse Pflanzen und Thiere, ein Haus und das gewöhnlichste Hausrath. Sie sehen ihnen die Figuren der Dinge selbst darüber, welche so schlecht sie auch vorgestellt sind, doch die Fähigkeit der Kinder vergrößern, und das Chinesische Alphabet heissen können.

Dort



Darauf geben sie ihnen ein kleines Buch, Namens San tsé sing, in die Hände, welches das enthält, was ein Kind zu lernen nöthig hat, und zugleich die Lehrart answeist. Es besteht aus verschiedenen fürszen Sprüchen, ein jeder von dreyen Charakteren, zu Hülfe des Gedächtnisses in Reime gebracht. Die Kinder müssen alle diese Charaktere nach und nach lernen, wie wir das Alphabet, ob deren gleich viele tausende sind. Ein junger Chinese muß erstlich an einem Tage vier, fünf, oder sechs fassen, und solche vor sich vom Morgen bis auf den Abend wiederholen, damit er sie seinem Lehrmeister ordentlich zweymal den Tag aussagen kann. Fehlet er oft, so wird er gezüchtigt. Sie lassen ihn auf eine kleine schmale Bank platt niederlegen, und geben ihm mit einem Stockchen acht oder zehn Schläge auf die Unterkleider. Sie werden so scharf zum Keinen angehalten, daß sie selten Feiertage haben, außer einen Monat im Anfange des Jahres, und fünf oder sechs Tage mitten in demselben.

Wenn sie erst zu dem Tse schu (Bücher, die des Konfucius und Mensius Lehren enthalten)

ten) kommen, so werden ihnen keine andere Bücher zu lesen gegeben, bis sie diese, ohne einen Buchstaben zu verschlafen, auswendig gelernt haben. Dieses geschieht, ehe sie noch fast das geringste in ihnen verstehen, denn es ist gewöhnlich, ihnen die Bedeutung der Schriftzüge nicht eher zu erklären, als bis sie solche vollkommen kennen.

Zu eben der Zeit, da sie die Buchstaben kennen lernen, lehret man sie auch, solche mit einem Pinsel bilden: denn sie bedienen sich keiner Heber. Erstlich giebt man ihnen grosse Blätter Papier mit grossen rothen Schriftzügen beschrieben oder bedruckt, da sie die Striche mit schwarz bedecken lernen. Darauf nehmen sie ein Blatt mit schwarzen Buchstaben, das nicht so groß, als das vorige ist, legen ein weisses durchsichtiges Blatt darauf, und ziehen die Buchstaben nach. Noch öfter bedienen sie sich eines weissen überstreichsten und in kleine Wiedecke eingetheilten Brettes, da sie ihre Züge in die Wiedecke schreiben; und wenn sie solches gethan haben, mit Wasser wieder abwaschen, das Papier zu ersparen. Sie bemühen sich sehr, eine gute Hand sich anz-



anzugewöhnen. Denn in dem dreijährigen Examine wegen der Grade werden diesjenigen gewöhnlich verworfen, welche übel schreiben, wo sie nicht besondere Proben ihrer Geschicklichkeit in der Sprache oder Abhandlung gewisser Materien geben.

Wenn sie genug Schriftzüge kennen, als was zusammen zu sehen, so müssen sie die Regeln des Wen chang lernen, das ist uns gesäht wie die Exercitia, welche die europäischen Schüler machen, ehe sie die Rhetorik anfangen. Allein es ist schwerer, weil ihr Verstand mehr eingeschränkt, und die Schreibart besonders ist. Sie geben nur einen Lehrspruch aus ihren classischen Schriftstücken zum Grunde der Ausführung an, welche sie Ti mu oder die Thesist heissen, und diese Thesis ist manchmal nur ein einziger Schriftzug.

Um zu erfahren, ob die Kinder etwas lernen, vereinigen sich an manchen Orten zwanzig oder dreißig Familien, die alle nur einen Namen führen, ihre Kinder des Monats zweymal in die gemeinschaftliche Halle ihrer Vorfahren zu senden, daselbst etwas aufzusehen. Jedes Haupt der Fa-

milie giebt nach der Reihe das Thema auf, und sorget für die Mittagsmahlzeit, die in diese Halle gebracht wird. Eben derselbe urtheilet auch von den Ausarbeitungen, und entscheidet, wer es am besten gemacht hat. Ist einer von der kleinen Gesellschaft abwesend, ohne daß er zulängliche Ursache dazu hat, so müssen seine Eltern ungefähr zwanzig Pence oder Schäfer bezahlen.

Außer dieser freiwilligen und unter Privatpersonen eingeführten Ordnung, werden auch die jungen Lernenden oft durch die Mandarinen der Gelehrsamkeit examiniert, und müssen zusammen vor dem unsfern Mandarin dieses Ordens, Namens Hyo quan, das ist, Ausschreiter der Schule, wenigstens zweymal im Jahre, erstlich im Frühlinge, und alsdann im Winter, etwas ausarbeiten. Einige Befehlshaber in den Städten, nehmen diese Rühe ebenfalls auf sich, was die Gelehrten in ihrer Nachbarschaft betrifft, die sie monatlich zusammen sondern, um bey ihnen etwas auszuarbeiten; da sie denn diejenigen belohnen, welche es am besten machen, und die Kosten des Unterhalts auf diesen Tag tragen.

Zu



Zu jeder Stadt befinden sich Schulmeister, ja in jedem Giecken und Dorfe, die Jugend in den Wissenschaften zu unterrichten. Reicherer Leute Kinder haben Hofsmeister, dazu die Vornehmnen, Doctoren und Licentiaten, und die schlechteren, Baccalaureen wählen. Diese lehren sie die Buchstaben, bilden ihre Sitten, unterrichten sie in allen Ceremonien, welche die Höflichkeit betreffen, wie auch, wenn sie zu dem gehörigen Alter kommen, in der Geschichte und den Rechten ihres Landes. Die Zahl dieser Lehrer ist unsäglich, weil von denen, welche nach Graden streben, sehr wenige solche erlangen. Die Bedienung eines Schulmeisters wird in Ehren gehalten; der Kinder Eltern unterhalten und beschulen sie, und geben ihnen überall die Oberstelle, nebst den Namen: Chew Seg, unser Lehrer, unser Doctor; und ihre Lehrlinge haben die grösste Hochachtung vor sie, so lange sie leben.

Es giebt in China keine Universitäten, wie in Europa: doch hat jede Stadt vom ersten Range einen grossen Pallast, der zum Examieren der Candidaten bestimmt ist. In

In den Hauptstädten sind sie grösser, als anderswo, und so viel der Platz verstaatet, alle auf einerley Art gebauet. Sie sind in hohe Mauern eingeschlossen, der Eingang ist prächtig, und vor ihm befindet sich ein grosser vierseitiger Platz, hundert und fünfzig Schritt weit, mit Bäumen bepflanzt, und mit Bänken und Sitzbänken vor die Hauptleute und Soldaten versieben, die während des Examens Wachwache halten. Man kommt anhänglich in einen grossen Hof, wo sich die Mandarinen nebst der Hauptwache hinstellen. Am Ende desselben ist eine andere Mauer mit doppelten Thüren: so bald man hineinkommt, geht man vermittelst einer steinernen Brücke über einen Teich, und kommt zum dritten Thore, in welches die Wache niemand ohne Beschl von den Offizieren hineinlässt. Ist man durch selbiges, so erblickt man einen grossen vierseitigen Platz, der einen sehr engen Eingang hat. Auf beiden Seiten desselben, findet sich eine grosse Menge kleiner Rämmern dicht an einander, vier und einen halben Fuß lang, und etwa drey und ein viertheil breit vor



die Studenten, deren sich manchmal bis  
fünftausend da befinden.

Man kann sich leicht vorstellen,  
wie groß ihre Collèges oder Universitäten (so nennt er  
ihre Schulen) seyn müssen. In dem zu  
Kanton sind fünftausend Zellen, jede mit  
einem Stuhle und Tische versehen, und so  
angelegt, daß sie der Unterkunft aus ei-  
nem Thürme nahe dagey, in dem er sich  
aufhält, alle übersehen kann.

Ehe sie in den Palast, in dem die Ausar-  
beitungen versiertiget werden, hineinfors-  
men, werden sie an der Thüre mit größter  
Schärfe durchsuchet, damit sie nicht etwa  
Bücher oder Schriften mitbringen; denn  
sie dürfen nichts, als Pinsel und Tinte ha-  
ben. Würde ein Betrug entdeckt, so wür-  
de man die Verbrecher aufs strengste be-  
strafen, und von den Graden ausschliessen.  
Wenn alle hinein sind, so verschließt man  
die Thüre, und versiegelt sie mit dem öffent-  
lichen Siegel. In jedem Tribunale befinz-  
den sich Officiere, ja, bey zweyen steht al-  
leinmal eine Wache, um alles, was vorgeht,  
zu beobachten, und sie zu verhindern, daß  
sie

sie nicht aus ihren Zellen gehen oder mit einander sprechen.

Um Ende des vorerwähnten engen Durchgangs, ist ein Thurm auf vier Bogen aussgeführt, an dessen Seiten sich vier kleine Thürmchen oder runde Domen befinden. So bald man einige Störung oder Fehler bemerkt, so wird von diesen zugleich die Trommel geschlagen. Dieses geschieht, um der Unordnung abzuhelfen. Umweit dieses Thurms sind verschiedene Zimmer und eine grosse wohl ausgepuzte Halle, in der sich diejenigen versammeln, welche bey dem ersten Examinateur präsidieren. Aus dieser Halle kommt man in einen andern Hof, in dem sich wieder eine Halle wie die erste, aber prächtiger ausgepuzt, nebst verschiedenen Zimmern vor den Präsidenten und die vornehmsten Beamten befindet. Es sind auch das selbst Spaziergänge, ein Garten, und verschiedene kleine Gemächer vor die Mandarinen, Secretarien und andere niedrige Beamte, und endlich alles, was der ganzen Begleitung der Examinateuren bequemen Aufenthalt zu geben nöthig ist.

Die vornehmsten Personen oder  
Präidenten, vor denen das Examens  
gehalten wird, sind die Zu ywen, die Chi  
fu und die Chi hyen, welches die Beschliss-  
haber in der Provinz und den Städten vom  
ersten und zweyten Range sind. Sobald  
man die jungen Studenten vor tüchtig hält,  
von den Mandarinen examinirt zu werden,  
müssen sie sich zuerst vor den Chi hyen stel-  
len, unter dessen Gerichtsbarkeit sie geboh-  
ren sind. Dieser Mandarin giebt das The-  
ma auf, untersucht die Ausarbeitung selbst,  
und befiehlt, sie in seinem Tribunale zu  
untersuchen, entscheidet auch, welches die  
beste ist. Von achthundert Studenten z.  
B. werden sechshundert ernannt, oder sie  
haben, wie man es nennt, Hyen ming, das  
ist, sie werden in den Hyen eingeschrie-  
ben, von denen einige sechstausend Stu-  
denten enthalten. Diese sechshundert müs-  
sen nachgebends bey dem Examene des Chi  
fu oder Beschlisshabers der Stadt vom ersten  
Range erscheinen, und derselbe trifft eine  
neue Wahl, in welche nicht über vierhun-  
dert kommen, welche Zu ming erhalten,  
d. i. zum andern Examene ernannt werden.

Gloss.

Hisher haben sie noch keinen Grad und  
heissen Tong seng, oder Candidaten.

Zu jeder Provinz ist ein Mandarin,  
der von Peking kommt, und nur drey Jah-  
re in seinem Amt steht. Er heißt Hys tau  
oder in den schönsten Provinzen Hys nyen,  
und steht ordentlich im Verhältnisse mit  
den grossen Tribunalen des Reichs. Wäh-  
rend dieser Zeit muss er zweymal examini-  
ren. Das erste Examens heißt Szi kan,  
das zweyte Ko kan, und er muss deswes-  
gen durch alle Zu oder Städte vom ersten  
Ränge in der Provinz reisen.

Sobald der Hys tau in einer Zu anlangt,  
geht er hin, dem Confucius seine Ehrer-  
bietung zu bezeugen. Alsdann erläret er  
einige Dörter aus den classischen Schrif-  
stellern, und examiniret den folgenden Tag,  
da denn die vierhundert Candidaten, die  
Zuming haben, mit den andern Studenten  
in sein Tribunal gehen, daselbst Ausarbei-  
tungen zu machen; die andern kommen aus  
den Städten, die unter diesem Zu stehen,  
und werden, wenn ihre Anzahl sehr gross  
ist, in zwey Abtheilungen abgesondert.  
Run braucht man die grösste Vorsichtigkeit



zu verhindern, daß die Mandarinen die Verfasser der Blüffäße nicht entdecken. Der Hys tau etlibenet nur funfzehn aus den vierhunderden, die, wie wir zum Exempel gesagt haben, in jedem Hyen waren.

Diese nehmen den ersten Grad, und heißen also Shew tsen oder Baccalaurei. Also dann legen sie ihre besondere Kleidung an, die in einem blauen Rocke, ringsherum mit schwarzer Einfassung, und einem silbernen oder zinnernen Vogel oben auf ihren Mützen besteht. Nun können sie auf Befahl des gemeinen Mandarins nicht mehr geschlagen werden, sondern haben einen besondern Blüffächer, der sie, im Fall sie etwas versetzen, strafet. Entdeckt man aber, daß man sie nach Gunst gewählt hat: so würde es um die Ehre und um das Glück des Abgeordneten von Hofe gethan seyn.

Eben die Mandarinen, welche die Geschriften examiniren, prüfen auch die, welche zur Armee gehen wollen. Die Candidaten dazu müssen ihre Geschicklichkeit im Bogenschiessen und Reiten zeigen, auch ihre Stärke durch Erhebung eines schweren Steins, oder anderer Last, erweisen, wenn sie

sie zu solchen Uebungen gewöhnt sind. Des-  
nen, welche einige Kenntniß in der Gelehr-  
samkeit erlangt haben, geben sie Fragen  
von Lagern und Kriegslisten aufzulösen;  
denn die Krieger haben sowohl, als die  
Studirenden, ihre classischen Bücher, Mas-  
mens Keng, welche besonders ihnen zum  
Nutzen aufgesetzt sind, und von der Kriegs-  
zucht handeln.

Der Hqo tau ist vermöge seines Amtes  
verbunden, seine Provinz zu durchreisen,  
und in jeder Stadt von der ersten Classe  
alle darunter gehörige Boccalauten zu ver-  
sammeln. Nachdem er sich von ihrer Auf-  
führung unterrichtet hat, untersucht er ih-  
re Ausarbeitungen, belohnt diejenigen,  
welche weiter in ihren Studien gefommen  
sind, und bestrafst die Nachlässigen. Er  
theilet sie deswegen bisweilen in sechs Klaß-  
sen. Da die erste die wenigen enthält, wel-  
che sich besonders hervorgethan haben, wel-  
chen er zur Belohnung ein Toel und eine  
seidene Binde giebt; die von der andern  
Klasse erhalten ebenfalls eine seidene Binde  
und etwas weniges an Gelde. Die dritte  
Klasse hat weder Belohnung noch Strafe.



Die vierte erhält Gastonaden. Die fünfte verliert den Vogel, der ihre Flüge zieret, und wird zu halben Bacalaureen erniedrigt. Die das Unglück haben, in die sechste zu kommen, werden gänzlich ihres Grades beraubt: aber das begegnet nur sehr wenigen. Man sieht bey diesen Untersuchungen oft einen Mann von funfzig oder sechzig Jahren, welcher Gastonaden bekommt, da sein Sohn, der zugleich mit ihm Ausarbeitungen macht, Belohnungen und Vorsatz erhält. Aber diese Strafe wiesvertahrt keinen, als denen, über deren Ausführung Klage einläuft.

Ein jeder Graduierte, der sich bey diesem dreijährigen Examen nicht einstellt, läuft Gefahr, seinen Titel zu verlieren, und zum gemeinen Volke erniedrigt zu werden. Nichts als Krankheit, oder Transfer und der Tod eines Auverwandten entschuldigen ihn. Bloß die alten Graduierten, die bey dem letzten Examine sind veraltet befunden worden, werden von dieser Auswaltung befreit, ohne daß sie einige Ehrenzeichen ihres Grades verlieren.

Den Grad eines Knu sin, oder Licensiaten zu erhalten (oder eines Magisters) müssen sie sich einer neuen Prüfung, Namens Chu fan unterwerfen. Diese wird nur einmal in drei Jahren in der Hauptstadt jeder Provinz durch die vornehmsten Beamten, in Begleitung einiger andern Mandarinen, ange stellt. Zwei Mandarinen kommen deswegen ausdrücklich von Hause, das bei zu präsidiren. Der erste heißt Ching Chu fan, und muß Han sin, das ist, vom Colegio der vornehmsten Doctoren des Reichs seyn. Der andere heißt Tu Chu. Aus den zehntausend Ehren tsan, die z. B. in der Provinz Kyang si sind, werden nicht mehr als sechzig ernannt, die den Grad Knu sin erhalten. Ihr Rock ist braunsch mit einer blauen Einsäffung vier Finger breit. Der Kogel auf der Mütze ist von Golde, oder übergoldetem Kupfer, und der vornehmste unter ihnen heißt Kao ywen. Man kann diese Ehre nicht leicht durch Bestechung der Richter erhalten. Sie müssen das folgende Jahr nach Peking gehen, sich als Doctoren examinieren zu lassen, und der Kaiser giebt ihnen die Kosten zu dieser ers-

sten Reife. Diejenigen, welche nach überstandenem Examene nichts weiter als Kynjin werden wollen, entweder weil sie eben Jahren sind, oder ein mässiges Vermögen besitzen, sind entschuldigt, wieder zu dem Examene zu kommen, wenn es alle drei Jahre zu Peking angestellt wird. Zerder Kynjin wird zu Bewaltung eines Amtes für tüchtig gehalten. Manchmal gelangen sie zu Diensten, nur weil sie die ältesten von diesem Range sind, und einige von ihnen sind Unterkönige in den Provinzen geworden. Sobald sie eine öffentliche Besdienung haben, sagen sie sich von dem Doctorgrade los.

Allie Licentiaten, die nicht in einem Amt stehen, gehen zu dem dreyjährigen Examene nach Peking, welches das kaiserliche heißt; denn der Kaiser dictirt selbst die Maximen zu den Ausarbeitungen, und man sieht ihn selbst als den Richter an, weil er aufmerksam auf selbige ist, und sich Machtsrichten davon geben läßt. Es kommen oft fünf bis sechstausend in dieses Examene, und von solchen werden etwa dreyhundert Doctoren, manchmal auch nur hundert und

sunssig. Die drey Vornehmsten von ih-  
nen werden Ehren se men seng, d. i. Schüs-  
sler des Sohnes des Himmels genannt.  
Von diesen heist der Vornehmste Chwang  
niven, der zweyte, Yang niven, der drit-  
te, Tan wha. Aus den andern Doctoren  
wället der Kaiser eine gewisse Zahl, denen  
man den Titel Han sin, d. i. Doctoren  
vom ersten Range, giebt. Die übrigen  
heissen Tsin tse.

Wer diesen ruhmvollen Titel eines Tsin-  
tse entweder in der Gelehrsamkeit oder in  
der Armee erhalten kann; der darf sich als  
einen glücklichen Mann anschen, und hat  
keinen Mangel zu befürchten. Denn, er  
erhält unsäglich viele Geschenke von seinen  
Verwandten und Freunden, er hat sichere  
Hoffnung, zu den wichtigsten Leutern des  
Reichs gebraucht zu werden, und ein jeder  
bemüht sich um seinen Schuß. Seine  
Freunde und Verwandten errichten ihm zu  
Ehren in ihrer Stadt Triumphbögen, auf  
die sie seinen Namen schreiben, nebst dem  
Orte, wo, und der Zeit, wann er diese  
Ehre erhalten habe.

Der Verstorbene Kaiser Kanghi bemerkte, daß gegen das Ende seiner Regierung weder so viele, noch sowohl geschriebene Bücher, als et zu Ehren seiner Regierung und zum gemeinen Nutzen wünschte, gedruckt wurden. Auch nahm er wahr, daß die vornehmsten Doctoren des Reichs ihr Studieren verabsäumten, um einträchtigste Bedienungen zu erhalten, sobald das Examen geendigt war. Er übernahm es bewegen, wider die Gewohnheit diese Doctoren selbst zu examiniren, die sich so viel darauf einbildeten, daß sie andere examinierten und beurtheilten. Dieses Examen machte viel Aufsehen, und es folgte darauf ein Urtheil, darüber man sich noch mehr verbünderte. Denn es wurden verschiedene von ihnen schimpflich abgesetzt und nach ihren Provinzen zurückgesandt. Die Furcht vor einem solchen neuen Examen hält diese Hauer der Gelehrten scharf zu ihrem Studieren an.

Unser Verfasser bemerkt anderswo seines wegen der Schwefel oder Baccalaureen, daß die, welche man für geschickt hält, ihren Grad zu erhalten, zu dem Eize des

Li huo tau oder Mandarin mit schwarzen  
leinenen Kleidern, und einer schlechten Mütze  
auf dem Kopfe gehen. Sobald sie vor  
ihn kommen, beugen sie sich, fallen auf  
ihre Knie, und werfen sich verschiedenemal  
rechter und linker Hand in zwei Reihen  
nieder, bis der Mandarin Befehl ertheilet,  
ihnen die gehörige Kleidung vor die Haue  
eabuteen, nemlich eine Weste, einen Surs-  
tout und eine seidene Mütze zu geben.  
Wenn sie solche angelegt haben, so schreuen  
sie zurück und werfen sich von neuem vor  
des Mandarins Richtersthule nieder. Von  
hier gehen sie zum Pallaste des Consuls,  
wo sie den Kopf vor seinen Namen und vor  
den Namen der größten Weisen viermal zur  
Erde beugen.

Wenn die Gnew tsay nach ihrem Lande  
zurück gekommen sind, so gehen sie alle,  
die sich in einem Bezirk befinden, zusam-  
men, sich vor dem Befehlshaber in seinem  
Tribunale niederzuwerfen. Dieser steht  
alsdann auf, und bietet ihnen Wein in  
Bechern an, den er erst in die Lust erhebt.  
In verschiedenen Orten werden Stücke von  
rother Seide unter sie ausgetheilt, daraus  
sie



sie eine Art Gürtel machen. Sie bekommen auch zwey Ruten mit silbernen Blumen gesetzt, die sie auf jede Seite der Brüsten, wie einen Mercuriusstab, setzen. Sobald sie gehen sie mit dem Befehlshaber voran nach des Confucius Palaste, die Feierlichkeit mit der gewöhnlichen Begrüßung zu endigen. Dies ist gleichsam die völliche Bekräftigung, daß sie in ihre Würde eingesezt sind, weil sie dadurch den Confucius vor ihren Lehrer erkennen, und sich erklären, daß sie seinen Vorschriften bei Regierung des Staats folgen wollen.

Mavarette stimmt im Hauptwerke mit dem, was aus dem Du Halde ausgeführt worden, überein, setzt aber noch einige Merkwürdigkeiten hinzu. Er meint uns, während der Regierung von der Familie Song vor beynahe siebenhundert Jahren, da die Gelehrsamkeit in China am meisten geblüht habe, wären die Gelehrten so gewachsen, daß man einem jeden Sädtchen zwanzig Baccalaureen, einer Mittelstadt vierzig, und einer Hauptstadt funfzig verstattet hätte.

Diese

Diese nennen sie Lin seng, das ist, Baccalaureen, die vom Könige Erlaubniß haben. Nachst diesen ließen sie einem Städtchen sechzig, und einer Stadt hundert und zwanzig zu, die sie Tseng seng, zugesepte Baccalaureen nannten. Nachgehends geben sie allen Erlaubniß, welche die Grade annehmen wollten. Diese werden durch den Namen Zu Hro unterschieden, welches Baccalaureen, die zur Schule gesellet sind, bedeutet, so daß es also drei Grade unter ihnen giebt.

Die privilegierten Baccalaureen, die von weiteren Fragen und Untersuchen ihrer Wissenschaft frey sind, heißen Kung seng. Jhs rer sind drey Arten. Die erste nennt man Pakung seng, welches bedeutet, daß sie geschickte Redner, und ihre Ausarbeitungen so gut und schön sind, daß sie ihren Grad verdienten, ohne die gehbrige Zeit zu erwarten, welches eine sehr grosse Ehre ist. Die zweyte Klasse sind die Tshn sien fung, welche zwanzig Jahre Baccalaureen gewesen sind. Die letztern heißen Ngen fung seng, Baccalaureen, die durch des Kaisers Gnade privilegiert sind. Die obh ne



ne von Kätern, Fleischern, Hensern und Comédianten, auch Bastarde, sind unsfähig, einen Grad anzunehmen.

Wenn die Candidaten mit ihrer Arbeit fertig sind, so legen sie solche zusammen, schreiben ihren Namen und ihr Land dar auf, und decken solches sorgfältig zu, daß es nicht zu lesen ist. Solche Ausarbeitungen, welche verdienen, in das zweyte Zimmer zu gehen, werden ausgehoben, die andern ausgeworfen. Von fünftausend wird in dieser ersten Halle die Hälfte verworfen. Diejenigen, welche man gewählt hat, gehen zur zweyten hinauf, wo sie durchgesehen werden, und etwa die Hälfte zur dritten kommt, in der sich die Magistratspersonen befinden, welche die Untersuchung mit anstellen. Diese wählen fünfzig von den schönsten und besten unter ihnen, auch nach einer Ordnung, als die erste, zweyte u. s. w. Als dann sehen sie nach den Namen, und rufen diejenigen, welche es verdient haben, ihren Grad zu bekommen; schreiben die Namen auf grosse Tafeln, und lassen solche an einem öffentlichen Daste aufhängen. Beimittelst dieses werden sie

Sie Graduierte ohne weitere Umstände. Und so sind alle Examina beschlossen. Finden sie noch mehr Aussage, die ebenfalls die Echtheit verdienem, so schreiben sie derselben Namen auf, empfehlen sie bestens, und erklären sich, wosfern ihnen eine gebessere Zahl verstattet wäre, zu erheben, so verdienten diese solches auch, welches als eine grosse Ehre angesehen wird. Bei dieser Nachricht sind sie drei Tage eingeschlossen. Der Kaiser giebt alle Unterkünfte, und dieselben sind so groß, daß Navarette sie nicht messen will, weil sie kein Europäer glauben würde. Der Unterlöwig, die Examinateuren, und andere grosse Mandarinen, empfangen alsdann die Graduierten mit vielen Ehrenbezeugungen, bewirthen sie mit einem grossen Gastmahle, und geben einem jeden einen silbernen Löffel, einen blau seidenen Sonnenschirm, und einen Gessel, der auf den Schultern von vier Männern getragen wird.

Wenn die Taschen ausgehangen sind, so gehen die Leute häufig da, um die Meutigkeit den Verwandten derer, die so geehrt werden, eiligst zu überbringen, und erhalten.



ten das für grosse Belohnungen. Sobald der Vate anlangt, stellt die ganze Stadt, oder das ganze Städtchen öffentliche Ehrenbezeugungen an, daß ihr Landsmann so glücklich gewesen ist.

Wenn er selbst nach Hause kommt, so empfängt er von jedermann Besuche, Glückwünschungen und Geschenke in Silber, nach dessen Umständen. Dies geschieht um ihm zu seinen Kosten bey Hofe zu verhelfen, wo jeder Licentiat künftig hingehen muß. Dasselbst wird sein Name in die Kaiserlichen Bücher eingeschrieben, damit er, wenn man ihn braucht, von der Regierung gefordert werden kann. Diejenigen, welche Doctoren werden wollen, melden sich, daß sie verlangten, vor dem Kaiser examinirt zu werden. Dieser schreibt ihnen die Sachen vor, welche sie ausarbeiten sollen, und beurtheilet ihre Arbeit. Wer unter denen, welche diese Ehre erlangen, der oberste ist, erhält die grösste Ehre, die man sich nur vorstellen kann. Manche werden zum Kaiserlichen Collegio bestimmt, oder zum vorerwähnten Han sin, andere

gehen nach Hause zurück, daselbst Bedienungen zu erwarten.

Obwohl außerordentliche Sorge getragen wird, allen Bestechungen hier vorzukommen: so finden sie doch Wege, dergleichen auszuüben. Der Kaiser Schun schließt zu des Versässers Zeiten einen Licentiaten und dessen Examinator dieserwegen enthaupten; und wie er das Land hinausging, begegnete ihm ein anderer Licentiat in Ketten, den man eben deswegen angeklagt hatte. Die gewöhnlichste Art zu bestechen, ist, daß der Kandidat dem Examinator auf zwey oder drei Tagereisen ents gegen geht. Ist dieser geneigt dazu, so vergleichen sie sich um fünfhundert Ducaten oder mehr; alsdann machen sie ein Merkmahl aus, woran seine Arbeit von den übrigen unterschieden ist; und das ist gemeinlich ein Strich oder Zug an einem besondren Orte; oder der Examinator giebt ihm auch die Materie, damit er Zeit hat, sich solche bekannt zu machen; und bestimmet ihm doch noch ein gewisses Merkmal, damit ihm solches eher einsallen könne. Findet man aber, daß einer, der solches



gestalt erhoben worden ist, keine Verdienste besitzt, so setzt man den Examinateur gesangen.

Diese Art, die Gelehrten beständig zu examiniren, ist ein vorzügliches Mittel, sie zu verhindern, daß sie nicht müßig gehn, und sich nicht zu sehr vermehren.

Navarette sagt, es wäre gut, wenn die Studierenden in Europa den Chinesen ähnlich wären; denn sie sind alle die ernsthafesten und sittsamsten Leute in China, und gehen stets mit niedergeschlagenen Augen. Selbst bey den Schullnaben zeigt sich schon dieses gesetzte Wesen, welches der Verfasser oft nicht ohne Erstaunen bemerkst hat. Doch, sagt er, wären sie durch und durch voll höllischen Hochmuths, und sähen andere Nationen kaum als Menschen an; aber der Tatare hat nicht so viel mehr aus ihnen gemacht, und sie dadurch gedemüthigt. Man versteht hier unter den Namen: Gelehrte, alle Studierende sowohl, als die einen Grad haben, sie midgen in Aemtern stehen oder nicht. Alle Mandarinen sind Gelehrte, aber nicht alle Gelehrten sind Mandarinen, oder mit Aemtern versorgt.

sorgt. Die Künste und Wissenschaften, sagt indessen Sonnerat, werden in China nie beträchtliche Fortschritte machen; die Regierung wird sie stets zu unterdrücken suchen: denn, wenn sich das Volk aufzuhören anfinge, so müßte jene nothwendig ihre Herrn abändern. Daher kommt es, daß die gelehrtesten Chinesen am Ende ihres Lebens mit genauer Noth lesen und schreiben können.

### Zweytes Kapitel.

Die Hauswirthe und das Ansehen, in dem der Feldbau steht, ingleichem von der Fischerei der Chinesen.

**D**ie Landleute in China werden ~~unter~~ den Kaufleuten und Künstlern <sup>gerne</sup> und ~~unter~~ <sup>und du</sup> im Range vorgezogen. Sie haben <sup>halde</sup> grosse Vorrechte; denn man sieht ihre Lebensart als die nöthigste im Staate an. Nach Navarrete's Berichte sagen die Chinesen, der Kaiser müsse sie unter seinen besondern Schutz nehmen, und ihnen beson-



höre Vorrechte erscheinen, weil durch ihre Arbeit das ganze Reich besteht. Ja, es würde nicht bestehen können, wenn das Volk sich nicht mit dem größten Eifer und Fleisse darauf legte. Denn China ist so volkreich, daß, wenn jeder Zoll Landes, wie in der That meist geschieht, besdet wäre, es gleichwohl vor so viele Einwohner kaum zu reichen würde; und das Reich ist zu weitläufig, als daß man diesen Mangel anderswoher ersetzen könnte, wenn man auch Handel mit Fremden treiben wollte. Daher ist es allezeit eine von den vornehmsten Bemühungen der Regierung gewesen, den Feldbau zu unterhalten, und dieserwegen die Landleute und ihre Lebensart zu erhalten. In dieser Absicht ist ein Festtag zu Ehren des Uckerbaues angestellt, und der Kaiser wird jährlich selbst einmal ein Uckermann, zur Nachahmung der vorigen Monarchen, deren Geschichte, wie es scheint, zu dieser Absicht eingerichtet ist.

Die gemeine Meinung, nach dem Berichte der Missionarier ist: Schinnong, der himmlische Uckermann. Er war der zweyte Kaiser, und fing zweytausend acht hundert und sieben und

und dreissig Jahre vor der christlichen Zeits  
rechnung zu regieren an), habe zuerst den  
Ackerbau gelehret, und er wird noch heu-  
tiges Tages, als der Erfinder einer so nütz-  
lichen Kunst, verehret. Sie ist durch  
hasseme, was aus den Büchern ihrer al-  
ten Weisen erzählt wird, noch mehr in An-  
sehen gekommen. Der Kaiser Yau, der  
vierhundert und achtzig Jahre nach diesem  
Monarchen zu regieren anfing, wählte ei-  
nen jungen Ackermann, vor seinen Kins-  
tern zum Nachfolger. Diese Wahl eines  
Kaisers hat den Chinesen eine grosse Hoch-  
achtung vor den Feldbau beigebracht.

Ein anderer Schriftsteller erzählt in  
dies ausführlicher. Der Kaiser Yao  
soll einmal seine Minister gefragt haben,  
welchen er zu seinen Nachfolger in der Re-  
gierung ernennen solle? worauf sie ihm  
seinen ältesten Prinzen vorschlugen. Der  
Kaiser aber, welcher wusste, daß die Ge-  
müthsbeschaffenheit besselben ihn hinderte  
ein guter Regent zu seyn, habe diese Ehre  
einem seiner treuesten Minister angetragen;  
dieser aber habe sie abgelehnet, und einem  
jungen Landmann, der seinem Crachten  
D 4 nach,

nach, wegen seiner Treue und Klugheit das zu der geschicktesten war, im Vorschlag gebracht; in der Meinung, daß, da derselbe bey einem bösen Vater, unartigen Muster und zänfischen Bruder seine Leidenschaften so gut bändigen können, er auch im Stande seyn würde, das Ruder eines Reichs zu führen. Er sey auch würdig zur Regierung gekommen, und habe sich, während derselben die Verbesserung der Haushaltung sehr angelegen seyn lassen, zur Bequemlichkeit des Landes verschiedene Kanäle gemacht, auch verschiedene Bücher von der Landwirthschaft geschrieben.

Mars Schuns Nachfolger, Du, kam auf ~~etwa~~ eben die Welt auf den Thron. Man ~~sieht~~ sagt, er habe erfunden, wie man das Wasser durch Kanäle in die See ableiten könne, das sonst die niedrigen Länder überschwemmte; und habe nachgehends eben diese Kanäle gebraucht, den Boden fruchtbar zu machen. Er soll auch verschiedene Bücher von Bestellen und Wässern der Felsen aufgesetzt haben, und deswegen von Schun zum Nachfolger ernannt worden

seyn.

sein. Dieses hat das Unsehen des Ackershaues ungemein erhoben.

Verschiedene andere Kaiser haben ihren Eiser vor denselben ebenfalls geäussert. Lang Wang, der dritte Monarch von der Familie Chew, ließ Gränzeichen setzen, um den Streitigkeiten zwischen den Bauern vors zukommen. Der vier und zwanzigste aus eben dem Geschlechte King Wang, unter dessen Regierung Confucius, fünfhundert und ein und dreißig Jahre vor Christo, geboren ward, erneuerte die Gesetze, welche zum Vortheil des Landbaues abgesetzt waren. Der Kaiser Wen erhob den Ackersbau dreihundert und zwey und fünfzig Jahre darauf ungemein hoch. Um die Untertanen seines durch Krieg verheerten Landes zum Ackerbau aufzumuntern, pflügte er selbst die Felder unter seinem Palaste; welches alle Minister und Hofsleute verpflichtete, eben das zu thun. Ja, selbst die Königinn pflanzte Maulbeerbäume.

Man hält dieses vor den Grund eines grossen Festes, das in China jährlich gefeiert wird, wenn die Sonne in den funfzehnten Grad des Wassermanns tritt, welches die

zu gleichzeitig mit dem Dus Chu

Chinesen als den Anfang des Frühlings anzusehen. Der Befehlshaber läßt sich an diesem Tage auf einem Sessel aus seinem Palaste tragen. Vor ihm her trägt man Fahnen, brennende Fackeln und verschiedene Instrumente. Er ist mit Blumen bestreut, und begiebt sich in diesem Aufzuge gegen das östliche Thor der Stadt, um gleichsam dem Frühlinge entgegen zu gehen. Verschiedene Säufsten begleiten ihn, die gesmalt, und mit mancherley seidenen Tapeten verziert sind. Auf denselben zeigen sich verschiedene Bilder, und die Gemälde grosser Männer, die den Feldbau getrieben haben, nebst dahin gehörigen Geschichten. Die Straßen sind mit Tapisserien bedeckt, und in gehörigen Entfernungen Triumphbögen aufgerichtet. Sie hängen auch Laternen aus, und stellen Illuminationen an.

Unter den Figuren befindet sich eine irgende Ruh von solcher Größe, daß vierzig Mann sie schwerlich fortschaffen können, mit vergoldeten Hörnern. Hinter ihr kommt ein junges Kind, das den einen Fuß bloß, und an dem andern einen Schuh hat. Sie nennen solches den Schuhgeist des Fleisches und der Arbeit. Es schlägt beständig mit

einem Stabe auf die Kuh, um sie gleichsam fortzutreiben. Alle Landleute folgen mit ihren Werkzeugen, und nach ihnen Maskierte und Comedianten, die spielen. So ziehen sie nach des Beschlshabers Palast, wo sie die Kuh ihrer Zierathen bestauben, und aus ihrem Bauche eine erstaunliche Menge kleine thibetane Kühe nehmen, und solche sowohl, als die Stücke der Kuh, die zerbrochen wird, unter das Volk austheilen. Nachgehends preist der Beschlshaber in einer kurzen Rede die Sorgfalt vor den Ackerbau, als eine Sache, die dem besten des Staats ungemein zuträglich ist, an.

Die Aufmerksamkeit der Kaiser und der Mandarinen auf den Feldbau ist so groß, daß der Chinesische Monarch die Abgeordneten von den Unterthänigen immer fragt, wie sie das Feld besunden haben; und ein Regen, der zu rechter Zeit einsällt, ist eine gute Gelegenheit, einem Mandarin dies fernwegen zum Glückwunsche aufzuwarteten. Der Kaiser geht jährlich im Frühling, der in den Hornung fällt, mit vielen Geverschlechten auf das Feld, und pflügt, zue

Eri

Einführung des Landmanns, selbst einige  
Kurchen. Die Mandarinen einer jeden  
Stadt begleiten ihn.

Nachdem das mathematische Tribunal,  
dem Beschluß gemäß, den 24sten des zwey-  
ten Monats, als den Tag zur Ceremonie  
des Pflügens, festgesetzt hatte: so gab  
das Tribunal der Gebräuche dem gegenwärtigen  
Kaiser Yong ihing durch eine  
Schrift davon Nachricht, und in selbiger  
meldete es folgende Umstände, als Vorberei-  
tungen zum Feste, die er zu beobachten  
hatte. 1) Er sollte zwölf Vernehme be-  
stellen, ihn zu begleiten, und nach ihm zu  
pflügen, nemlich drey Prinzen und neun  
Präsidenten der obersten Gerichte, oder  
der letzten Beylände, wenn sie selbst als  
oder schwach wären. 2) Da die Ceremo-  
nie nicht nur darin bestünde, daß der  
Kaiser pflügte, durch sein Beispiel Eiser  
zu erwecken; sondern auch ein Opfer in  
sich fasse, das er, als der oberste Priester,  
dem Changti thäte, um von selbigem reiche  
Früchte vor sein Volk zu erhalten: so sollte  
er, als eine Vorbereitung dazu, drey Ta-  
ge zuvor fasten, und sich enthalten; well  
ches

ches seine Begleiter, die Prinzen und Mandarinen, ebenfalls thun sollten. 3.) Den Abend vor der Feierlichkeit solten Seine Majestät verschiedene Herren vom Range nach der Halle ihrer Vorfahren senden, wo sich dieselben vor der Verstorbenen Los sel niedergezuwerfen, und ihnen, als ob sie noch lebten, Nachricht zu ertheilen hätten, daß er den Tag darauf das grosse Opfer thun wollte.

Außer diesen Nachrichten vor dem Kaiser schreibt das Tribunal auch die Zubereitungen vor, die deswegen in verschiedenen Tribunalen gemacht werden. Eines muß das Opfer fertig machen, das andere die Formal ausschaffen, die der Kaiser beim Opfern hersaget; ein drittes die Zelten herbeischaffen und ausschlagen, unter denen er zu Mittage speiset, wenn er will; das vierte muß vierzig oder funfzig ihres Meisters wegen anschnliche Landleute versammeln, die bey des Kaisers Pflügen gegenwärtig seyn müssen, vierzig jüngere, die den Pflug zurecht machen, die Ochsen jossen, und den Samen fertig halten müssen. Dieser besteht in fünf Arten, unter denen aller übrige begriffen seyn soll, nemlich

nemlich Weizen, Reis, Bohnen und zwei Arten Hirse.

Den 24sten Tag des Monats geht der Kaiser mit seinem ganzen Hofe in seiner feierlichen Kleidung an den bestimmten Ort, dem Schantz ti das Frühlingsopfer zu bringen, durch welches er ersucht wird, die Früchte der Erde zu vermehren und zu erhalten. Der Platz ist ein kleiner Erdhügel, unweit der Stadt südwärts. Auf der Seite dieser Erhöhung, die funfzig Fuß und vier Zoll hoch seyn soll, ist der Fleck, der von den kaiserlichen Händen soll gepflüget werden.

Nach dem Opfer stieg der Kaiser mit den drei Prinzen und neun Präsidenten, die mit ihm pflügen sollten, herab. Verschiedene Große trugen die kostbaren Behältnisse, in denen sich der Saame befand; der ganze Hof wartete mit dem tiefsten Stillschweigen. Darauf nahm der Kaiser den Pflug, pflügte verschiedenmale vorwärts, und zurück; und wie er ihn abgab, nahm ihn ein Prinz vom Geblüte, und pflügte, wie sie alle nach der Reihe thaten. Nachdem sie an verschiedenen Orten gepflügt hatten,

ten: so sätte der Kaiser das mancherley Korn, und den folgenden Tag brachten die vier und vierzig alten und zwey und vierzig jungen Akterleute die Arbeit vollends zu Ende. Diese Ceremonie beschloß sich mit der gesuchten Belohnung, die der Kaiser einem jedem unter ihnen ertheilte, welche in vier Stücken gesärbten Kattun zu Kleidern bestand.

Dieses Feld wird sehr sorgfältig gewartet, und von dem Befehlshaber in Peking öfters besucht. Er durchsucht aufs sorgfältigste die Zweichen, um einige besondere Lehren zu entdecken, die sie als gute Vorausbedeutung anzusehen. Bei dieser Gelegenheit giebt er Nachricht, daß er z. B. einen Halm mit dreizehn Lehren gefunden. Im Herbst sammelt eben dieser Befehlshaber das Korn in gelbe Säcke ein, und es wird in ein dazu erbautes Kornhaus, das kaiserliche Magazin genannt, gebracht, und zu den feierlichsten Ceremonien aufgehoben. Denn wenn der Kaiser dem Then oder Schang ti opfert, so überliesert er es, als die Früchte seiner eigenen Hände, und bringt es gesäßt.

wisse Zeiten im Jahre seihen Vorfahren,  
als ob sie noch lebten.

Um die Landleute noch mehr zu ihrer Freiheit aufzumuntern, verordnete der Kaiser Raugti, die Befehlshaber einer jeden Provinz sollten ihm jährlich von dem Landmann in ihrem Bezirk eine Nachricht ein-  
senden: wer sich im Feldbau am meisten hervorträte, eine untadelhafte Ausführung beobachtete, in seiner Familie Einigkeit, und mit seinem Nachbarn Friede hielte, und sparsam, und allen Ausschweisungen Feind wäre. Auf diese Nachricht des Befehlshabers erhebt der Kaiser diesen Läu-  
gen und arbeitsamen Landmann zu der Stelle eines Mandarinen vom achten Range, und sendet ihm den Erhöhungsbrieß als einem Ehrenmandarin. Dieser Werbung bes-  
tehtigt ihn, Mandarienkleidung zu tragen, den Befehlshaber der Stadt zu besu-  
chen, in seiner Gegenwart zu sitzen, und mit ihm Thee zu temfen. Er wird seine ganze Lebenszeit über verehrt. Nach sei-  
nem Tode erhält er ein Leichenbegängniß das seinem Range gepräß ist, und sein Ober-  
titel wird in die Halle seiner Vorfahren  
aus-

angeschrieben. Welchen Nachfeier muß nicht solches bey den Landleuten erweden,

Diesem gemäß findet man auch, daß sie beständig mit ihren Feldern beschäftigt sind. Haben sie Zeit übrig, gehen sie auf die Berge, um Holz zu hauen, in die Gärten, nach ihren Kräutern zu sehen, oder Robe zu schneiden; so daß sie nie müßig sind. Das Land liegt in China nie brach, und einerley Grund bringt ordentlich drei Erndten im Jahre, erstlich Reis: ehe solcher reif ist, säen sie Wicken, und wenn diese eingesammelt sind, Weizen, Bohnen oder ander Korn, und so geht es beständig wieder von vorn an. Selen wenden sie ihr Land unnüß an; z. B. zu Blumengärten, oder schönen Spaziergängen, weil sie ihres und des gemeinen Bestens wegen lieber nützliche Sachen haben.

Ihre grösste Ausmerksamkeit ist auf ~~den~~<sup>den</sup> Reisbau gerichtet. Die Reisbäcker, sagt ein anderer Schiffscapitain, der einen kurzen Bericht von der Chinesischen Landwirtschaft gegeben hat, sind an einigen Orten so weich, daß die Fluth die Erde des Ufer wegzieht. Um dieses zu verhüten,



befehet man sie mit Expressen, deren unter einander verbundene Wurzeln der Erde Festigkeit geben.

An höhern Orten, die durch die Fluth nicht gewässert werden können, ist eine andre Gattung von Weisäckern angelegt. Um jedes dieser Felder haben sie, einer gleichförmigen Wässerung wegen, einen 2 bis 3 Fuß hohen Erdwall aufgeworfen, innerhalb welchen sie nach eigenem Maibefinden bei der Regenzeit das Wasser sammeln oder ablassen, in der trocknen Zeit aber es dahin leiten, und hineinschöpfen. Das Erdreich dieser Felder ist von einem festeren Thone und Dammerde gemischt, und da der jährliche Betrag derselben, gegen die andere gerechnet, doppelt seyn kann, so werden sie mit verschiedenen Arten Dünger unterhalten und besser gewartet. Die Chinesen machen überdies auch aus Sumpfen und Brüchen Weisäcker. Diese können aber nicht ohne viele Mühe und Kosten gleichmäßig naß erhalten werden; daher haben sie auf diesen in trocknen Jahren geweisentlich Miswachs.

Glaubwürdige Chinesen haben mir berichtet, fährt eben dieser Schiffscapitain fort, daß in der Landschaft Yochien der Strom, welcher bey Changchen und Amoy seinen Ausfluß hat, grosse flache Strände mache, und daß die Einwohner aus Missvergnügen, daß so grosse Strecken so ungenügt bleiben sollten, sich Flößen baueten, über dieselben Matten breiteten, auf diese Erde führten und mit vielem Gewinn Reis hineinpflanzten. Bey dem Wechsel der Winde litten diese schwimmenden Felder bisweilen durch Stürme; sie würden aber für sehr einträglich gehalten, weil sie bey trockener und feuchter Bitterung von unten eine immer gleiche Nässe erhielten, und in letzterer durch den Regen nicht litten, weil derselbe bald abliefe.

Die Zubereitung aller vorgedachter Reisfäder geschieht entweder mit dem Pfluge oder der Hade, und da alles darauf hinausläuft, daß die alten Reisstoppeln umgekehrt und untergebracht werden, so kommt beydes auf eines hinaus. Ihr Pflug ist überaus einfach, und wird von einem Ochsen gezogen, mit der Hade können sie ebens

falls in dem Schlammne ohne sonderliche Rühe so tief hauen, als sie es für gut finden. Durch die nächstfolgende Fluth und Überschwemmung setzt sich das Erdreich so eben, als ob es gewalzt wäre; da auch eine beständige Wässe das Zusammenbacken der Erde verhindert, so bedürfen sie keiner andern Ackergeräthe.

Alle übrige Arten von Ackernt werden auf einerley Weise besetzt, weil sie die Zeit, da das Erdreich von der Wässe am weichsten und folglich am leichtesten zu handhaben ist, dazu erwählen.

Sie düngen, pflügen und bearbeiten einen kleinen etwan sechzig Fuß im Quadrat haltenden oder auch kleineren oder grösseren Theil des Ackers, der, wie der übrige, feucht und moorig sein, doch aber von dem Strome so weit entfeent liegen muß, daß er durch dessen hohes Wasser nicht ganz überschwemmet werden kann. Sie besäen ihn sehr dicht mit Reis, welcher vorher in Wasser, das auf Dünger und Kalk gestanden hat, eingeweicht worden ist. Wenn der Reis hervorkommen anfängt, halten sie den Pfeffer einer Queerhand hoch unter Wasser,

Wasser, nach dreissig Tagen aber sind die Reisplänen gesicht, auf die grösseren Helder versetzt zu werden.

Sie nehmen es bey dem Versetzen wegen der geraden Linie nicht eben genau, und sehen nur blos dahin, daß jede Reisstaude ihren erforderlichen Platz habe. Der Abstand derselben beträgt gewöhnlich acht oder neun Zoll. Das Versetzen selbst geschieht mit vieler Leichtigkeit, und auf die Weise, daß sie von den Spitzen oder Reisplänen ohngefähr 2 Zoll abbrechen, und jede vor sich, oder wenn sie zu klein ist, mehrere zugleich mit den Jüngerspizien so tief in die Erde drücken, daß die Wurzeln 2 Zoll derselben über sich bekommen. Wenn der Reis auf diese Weise verpflanzt worden ist, so wird nichts weiter mit ihm vorgenommen. Doch sehen sie oft darnach, ob ihm etwa, so lange er noch zart ist, durch Würmer und kleine Krabben Schaden zugefügt worden sey. Wenn dieses geschehen ist, so sehen sie, statt der abgesetzten Stauden, neue, und streuen nachher über denacker etwas weniges Kalk, vor welchen dies Ungeziefer fliehet.

Sie bearbeiten das Edreich, wenn es von der Herbstszeitung angefeuchtet, und zur Bestellung oder Verpfianzung der Wintersaat noch weich ist, welches ohngefähr in den December tritt. Da die Luft alsdann kühler ist, so kann das Wasser nicht so sehr wegtrönen, daß es nicht den Buchs sowohl als die Endte befrieden sollte, so daß letztere nach hundert und zwanzig Tagen oder im April, erfolgen kann. Der Blüter, welcher alsdann von der Regenzeit wiederum aufgeweicht worden ist, wird ein wenig gedünkt, gepflügt und zur andern Sat oder Verpfianzung zugerichtet. Diese zweite Bestellung der Reissfelder in demselben Jahre fällt gewöhnlich in die Zeit gegen das Ende des Maymonats, oder im Anfange des Januas. Man sollte glauben, daß der Wechsel des Regens und der Wärme, den Wuchs des Reises mehr, als bey der ersten Endte beschleunigt würde; gleichwohl müssen sie diesmal langer warten, und von dem Setzen bis zum Schneiden des Reises hundert und dreysig Tage rechnen, daher die Endte selten im September erfolgt.

Die niedrigen Hecker werden gegen das Ende des Aprils oder im Anfange des Mays mit Reisplänen besetzt. Diese erfordern zu ihrer Reife so viele Tage, als die auf den übrigen Feldern, und die Erndte fällt gemeinlich in den September. Man läßt das Land hierauf bis zum April Brach liegen, in welcher Zeit die Stoppeln und Wurzeln des vorigen Reises dermassen vermodern, daß sie bei dem Pflügen in Erde zerfallen.

Sobald der Reis, der Reife wegen weiß zu werden anfangt, wird er mit Handfischeln, deren Schneiden wie Sägen gejährt sind, geschnitten, in Garben gebunden, und nach hohen, trocknen Orten gebracht, wo man ihn trocknet und bis zum Dreschen in Schuber setzt. Der gedroschene Reis hat noch seine Schalen und wird Paddi genannt; man bedient sich dessen theils zur Saat, theils zum Futter vor das Vieh; ehe ihn aber die Leute gebrauchen, wird er in steinernen Mörsern mit hölzernen Stempeln gestossen und durch Schwingen von der losgegangenen Spreu gereinigt.

Einige Landwirthe, welche weissläufige  
re Gelder haben, als sie selbst bauen wolle-  
ten, überlassen einen Theil derselben armen  
Leuten gegen einen gewissen Pacht. Diese  
Pächter sind zu unbemittelt, als daß sie die  
Stecker mit Pflug und Ochsen bestellen könne-  
ten, daher bedienen sie sich der Hacken,  
kaufen die zum Säzen erforderlichen Reiss-  
pflanzen von andern, breschen den reif ge-  
wordenen und geschnittenen Reis unter  
freien Himmel auf nackten Felsen oder Hü-  
geln, reinigen denselben, und bezahlen das  
von dem Grundherren seinen Zins.

Damit bey einem so weissläufigen Aders  
bäue kein Mangel an Dünger seyn möge,  
so verdienen viele arme Leute ihren Unter-  
halt mit der Sammlung desselben. Sie  
suchen auf den Gassen und um die Häuser,  
besgleichen mit kleinen Sampanen an den  
Ufern der Flüsse, allerley zum Dünger  
dienliche Materien und den Unrat von  
Menschen und Vieh sorgfältig auf, und  
verkaufen sie an andere, welche damit han-  
deln. Sie sammeln den Mist in Kübeln,  
die sie ordentlich bedeckt auf den Schul-  
tern tragen. Diejenigen, welche solchen an

an sich lassen, überlassen ihn wiederum den Ackerleuten, welche desselben benötigt sind, und sammeln auch in eigenen Gefässen, die sie in den Häusern halten, den Urin auf. Wenn die Erndte gut gewesen, kostet ein Pekul von der ersten Düngerart zwey Mas, und von der letzten halb so viel. Ueberdies sieht jeder Landwirth das hin, daß der Absall des Vieches auf der Weide nicht ungenutzt bleibe. Kinder, und solche Leute, die keine andere Geschäfte zu verrichten im Stande sind, müssen ihn sammeln; sie heben auch alle Knochen, alles Horn auf, verbrennen es, und streuen die Asche, nebst den gesammelten Asche von verbrannten Kräutern und Holze, zur Bespaltung der Fruchtbarkeit, auf die Weider.

In der Provinz Chekhang und am Massabesicke, sagen andere Schriftsteller, <sup>verb</sup> zu bedienen sie sich bey dem Meissäen ge-<sup>habt</sup>. wisser Ballen von Schweineborsten, auch Menschenhaare, welche, ihrer Meinung nach, dem Lande Stärke geben, und machen, daß das Korn besser wächst. Da her heben die Barbierer das abgeschnittene Haar auf, und verhandeln es, das Pfund

um einen halben Pfennig, an Leute, die es in Säcken wegschaffen; man sieht auch oft Kästen damit beladen. Wenn die Sacke in Scheen schließt, und sie das Land mit Quellwasser wässern, so vermengen sie lebendigen Kalk damit, der, ihrer Meinung nach, die Wärme und das Ungeziefer tödtet, das Geschäuche am Wachsthum hindern, und dem Grunde Wärme mittheilen, und dadurch seine Fruchtbarkeit vergrößern soll. Durch dieses Mittel sind ihre Reissfelder so rein, daß Navarette zwar manches mal auf selbigen kleine Kräuter gesucht, aber nie gefunden hat; und er also schließt, der Reis, der erstaunlich groß und schön ist, ziehe alle Nahrung aus dem Grunde.

Man düngt, pflügt und ebnet den <sup>großen</sup> Acker, der zwar feucht ist, aber etwas höher, als derjenige, von dem bisher gesprochen worden, liegt, und aus mehr Dammerde besteht. Von diesem Acker besät man ein Bett mit Weizen, der einige Tage im Misthaufe geweicht gewesen, recht dicht, und versetzt die Pflanzen. Bisweilen wird auch der eingeweichte Weizen sofort in den zubereiteten Acker dergestalt gesiedt,

stedt, daß die Abstände 4 Zoll von einander kommen. Man drückt die Erde um jedes Korn an. Wen grosser Durrcs lässt man etwas sehr wenig Wasser auf die Decke, wobei die von dem Andenken der Erde reichenweise entstandenen tiefen Furchen das Wasser aussaugen, den Saatpflanzen Feuchtigkeit entheilen; aber sie nicht ertränken. Die rechte Beerpflanzungszeit ist gegen das Ende des Decembers: ohntrachtet die Lust alsdann sehr fühl ist, und bisweilen Nachtschläge eingeschlagen, treibt die Saat dennoch hervor, und macht nach 14 Tagen ihre Stauden, deren jede im März 7 bis 9 Stücke mit ihren Achsen, aber kürzerem Stroh, als bey uns, giebt. Der May giebt eine reichliche Erndte. Man hat mir gesagt, (sind die Worte des vom hin angeführten Schiffscapitain) daß der Weizen das 12ote Korn und darüber gebe, welches die angewandte Arbeit und Mühe reichlich verlohnet.

Da, wie bereits angeführt worden ist, der Reis den größten Theil der Nahrung der Chineser ausmacht, dessen sie sich anstatt des Brodes bedienen; so werden nur kleine



kleine Stückchen Landes zum Umbau des Lebens angewendet. Sie brauchen ihn bloß zu ihrem Zuckerrübstwerk, davon sie eine Menge vor ihre Pageden und Opferhäuser an ihren Festen nöthig haben, und etwas vor sich machen. Die Fremden verzehren das meiste von diesem Getreide, und weil dasjenige, was in den südlichen Gegenden gebaut wird, vor sie nicht gereicht, so wird dasselbe aus den nordlichen Gegenden häufig herbegebracht.

Auf einem kleinen Felde sah ich im Juspius Gerste, die gut stand und vorzüglich geschoht hatte; da sie aber spät gesät war, trieb sie die Wärme, die bereits sehr zugenommen, so stark, daß sie, ehe sie Körner ansehen könnte, verbleichte und in den anscheinlichen Achren nur leere zusammengezschrumpfte Schalen enthielt. Wäre sie, wie der Weizen, in der früheren Zeit gesät worden, so hätte man ohnfehlbar eine ergiebige Erndte erhalten. Ich schloß hieraus, daß so wie diese Getreidearten durch das Säen und Versezzen in einen wohl zu bereiteten und gleichförmig nassen Acker, ungemein gedröhret, auch die fühlere Bitzung

terung ihrem Wachsthum möglichst sey, als die heisse.

Die Art Reis und Weizen zu dreschen, ist einerley, und geschickt wie bey uns mit Dreschflegeln. Den Weizen lässt man nach dem Dreschen durch eine eigentlich dazu gesuchte Reinigungsmaschine laufen, die allen Staub von demselben, ehe er gemahlt wird, wegbläst. Wären die Mühlen in Tonton so bequem, wie die Reinigungsmaschinen, eingerichtet, so könnten Leute und Arbeit dabei erspart werden; das hier gebräuchliche Mahlen mit Handmühlen aber ist ungemein mühsam. Es ist seltsam, daß die Chinesen manche artige Erfindungen zur erleichterung kleiner Arbeiten haben; bey grösseren aber, als Sägen, Mahlen und vergleichen, die mehr Stärke erfordern, verrichten sie alles mit den Händen, ohn's erachtet sie Gelegenheit genug haben, sei wohl an Strömen, als auf Bergen Maschinen anzulegen.

Auf die vorgedachte Weise verwinden sie alle ebenen und niedrigen Pläne zum Ackerbau, und machen mit den nüchtern Erdreich, daß sie durchgängig gleich halten,



ten, wenig Umstände. Sie bauen auch Nücken, Bohnen, Erbsen und Linsen; vorzüglich in den nördlichsten Gegenden. Der gewöhnliche Ertrag ist hundertfältig, wenn aber eine unordentliche Witterung, entweder zu grosse Dürre oder zu viel Wassereinfällt, so erleidet man hier, wie anderswärts, Miswachs, der in diesem Lande von grossen Folgen ist. Eine kleine Steigerung des Reispreises z. B. verursachte bei den Haulen und armen öfters ein Miseraten, welches sich endlich, wenn sie mehrere zu diesen Misvergnügen schlagen, in einen Aufstand wider die tatarische Herrschaft verwandelt, wie sich dieses 1751 ereignete, da auch noch die Hungernoth mit einer Krankheit begleitet ward, die viele Menschen hinriß.

*Habes* Die Berge in China sind alle angezettet und zu bauet. Man sieht aber weder Hecken halde noch Leiche, ja kaum einen Baum: so sehr fürchten sie sich, einen Zoll breit von dem Boden zu verlieren. Diese Berge sind nicht felsig, wie die europäischen, sondern haben einen leichten und lockeren Boden, der sich ohne Mühe zertheilen lässt; und

und dieses geht in manchen Provinzen so tief, daß man drei oder vierhundert Fuß graben kann, ehe man auf den Felsen kommt. Wenn die Berge ja seltig sind, so sprengen die Chineser die Steine ab, und bauen kleine Mauern daraus, die Terrassen zu unterstützen, wodurch gleich mehreres gesagt werden soll.

Auf hohen und abschüssige Plätze gäbe würden in ihrer natürlichen Beschaffenheit etwas zu tragen ungeschickt seyn; denn es würde entweder der in den nassen Monaten häufig fallende Regen alles Besetzte ertränken, oder weggeschwämmt, oder auch die Gewächse, wenn sie durch den Ablauf des Wassers von Erde entblößt wären, der darauf folgenden Höhe und Dürre blos gestellt seyn. Allen diesen Ungemälichkeit zuvor zu kommen, sind sie bedacht gewesen, die Hohen zu Ebenen und durch Terrassen, deren Höhe und Breite sich nach der Abschüttigkeit richtet, den Flächen gleich zu machen. Diese Absätze wenden sie zu verschiedenen Gewächsen an, und theilen jedem einen mit seiner Natur am besten übereinstimmenden Platz zu. Die, welche die



die meiste Dürre vertragen, bekommen zu überst, und die weichlicheren unten ihre Stelle. Wenn der Regen das Erdreich auf den oberen Absätzen eingetränkt hat, leitet man das Wasser durch Furchen auf die niedrigeren, die also ausser dem Regen, der auf sie gefallen ist, auch das überflüssige Wasser der höheren Absätze erhalten.

Die Absätze, die 4 bis 5 Fuß über einander angelegt werden, erhalten bisweilen durch die Wirkung des Regens und Sonnenscheins so harte Ranten, daß solche viele Jahre ausdauern würden: Nichts desto weniger haben sie dieselben mit verschiedenen Bäumen besetzt, deren durch einander geslochene Wurzeln den Ranten Haltung, die Bäume selbst aber den Gewächsen vor der Sonnenhitze und dem Winde Schutz, und den also gezierten Terrassen ein sehr gutes Ansehen ertheilen.

Wenn das Erdreich der Absätze mit einem kleinen Pflege oder Spaden umgerissen und mit einer Harfe statt einer Egge geebnet ist; so giebt man ihm bisweilen unter der Bearbeitung so viel Dünger, als die Gewächse, die man hinein bringen will,

erfordern; doch beobachtet man hierbei eine grosse Sparsamkeit. Man weicht den Dünger mehrtheils in die in die Erde gemauerten runden Uecher mit Wasser ein, und begießt die Saat mit der Fauche: bisweilen legt man auch bey dem Säzen oder Pflanzen eine Hand voll Ufche auf jedes Korn, weil ihrer Meinung nach, der Dünger, welcher zwischen die Stauden zu liegen kommt, keinen Nutzen leistet.

Die auf den Absähen oder an den Dörten angelegten Betten, geniessen der Ruhe kaum einen Monat, sondern werden bald nach der Reifung und Einbringung des einen Gewächses zur Tragung eines andern zubereitet, und jährlich dreymal genutzt. Zu Absicht der Folge richten sich die Ackersleute nach der Art der Gewächse, und jede Pflanze, die entweder Mäße, Kälte oder Dürre liebt, bekommt die bequemste Jahreszeit zu ihrem Wachsthum, wobei dem Herbst das Wurzelwerk allein zugethieilt wird. Bei aller Arbeitssamkeit aber, du sagst womit die Chinesen den Ackerbau treiben, sind die Ackersleute doch meistens arm, und haben jeder nur wenig Land. Ordentlich



lich hat der Eigenthumsherr die Hälfte von aller Erndte, und bezahlt alle Auslagen; die anderte Hälfte aber hat der Bauer vor seine Arbeit.

Die Samenarten, welche man am allgemeinsten auf vorgedachten Höhen bestellt, sind folgende:

Eine grobe Samenart eines an Blättern, Blumen und Samengehäusen dem Radies ähnlichen Gewächses mit dünnen Wurzeln. Vor dieses war der Anfang des Decembers die rechte Säezeit; man legte das eben gesetzte Land in einen Fuß breite und halb so tiefe Furchen, welche unter einander lange, schmale Betten machten, die oben eine Viertel Elle breit waren. Mittelst dieser Furchen konnte das zu häufige Wasser, wenn es Feuchtigkeit genug gegeben hatte, ablaufen. Man setzte die Samen einer Queerhand tief, und gab ihnen, zur Aussbreitung im Buchse, 7 bis 8 Zoll Abstand von einander. Da dieses in der trocknen Jahreszeit geschieht, so wird im Anfange gewässert. Im Februar stand alles in voller Blüte; im April aber wuchs

dort

den die Samenbehältnisse gelb, da man dann die Stauden raupte, trocknete, und den Samen, der in Menge erhalten ward, aussloßte. Aus dem Samen wird ein Öl gepreßt, das in der Wirthschaft zu mancherley, besonders aber zum Brennen in den Lampen, und frisch auch zur Bereitung der Speisen gebraucht wird. Dieses Öl ist so fett, daß man, weil es nicht trocken werden will, damit nicht mahlen kann. Von dem Lampenöl macht man die bekannte Tusche.

Gewöhnlich empfängt der Baumwollsaatmen, der bey ihnen Minfu heißt, den Platz von den Oelsamen. Man bereitet dazu das Erdereich, wie vorhin gesagt ist, und steckt auch den Samen in so schmale Betten, wie zu dem Oelsamen, einen Fuß weit von einander. Dabei ist zu bemerken, daß sie, nachdem die Gewächse stärker treiben oder auch sich mehr ausbreiten, diese Betten schmäler oder breiter, vergleichen auch weiter von einander entfernt, oder näher zusammen anlegen. Das Stecken geschieht im April. Sie werfen auf jeden Samen ein paar Hände voll Asche von Öl oder



andern Kraut, und dies ist die Dünung welche sie vor diesmal dem Lande geben. Bis das vierte Blatt treibt, begießt man sie an trocknen Tagen. Die Wärme und der Regen verbandeln die im Julius erschienenen Blumen im August in Früchte, welche bey trocknen Wetter reifen, sich öffnen, und die Baumwolle zeigen, da man sie dann bricht, Wolle und Samen scheidet und letzteren zur künftigen Sat verwahret. Viel Mäße schadet der Baumwolle sowohl während dem Wachsen, als auch bey Reisen, wie denn die Wollbehältnisse bey anhaltendem Regenwetter an den Stengeln verfault hängen; daher sie davon nur selten eine so ergiebige Erndte, als von dem vorigen erhalten. Die Mäuse stellen diesem Samen ungemein nach, nicht nur, wenn er ausgebreitet liegt, sondern auch, wenn er noch in seinem Behältnisse im Reisen begriffen ist.

Potatoes, welche sie Fanciy nennen, sind das dritte und letzte, welches sie auf den Absätzen pflanzen. Nach dem Baumwollsamen richten sie das Erdreich auf die oft gedachte Art zu, und legen die kleinen Stüde

Stücke der geschnittenen Potatoes in einer Entfernung von ohngefähr 1 Ellen aus einander. Da dies Gewächs nicht so jährlich wie das vorige ist, langsam wächst und auch Rüte verträgt, so überlassen sie ihm zu seinem Wachsthum die übrigen Monate des Jahres. Diese Potatoes sind in einigen Stücken von unsren verschieden. Die Burzeln haben rothe Schalen, sind längter, gelb, von süßen und angenehmen Geschmack; das Kraut aber ist dem Kraute der europäischen ähnlich.

Sie lassen nicht immer Oehl- und Baumswollsame, desgleichen Potatoes auf einander folgen; sondern andere Gesäme, als Linsen, Bohnen, Lockau und Calabansen treten bisweilen in die Stelle der Baumswolle; gewöhnlich aber machen sie mit dem Oelsamen den Anfang, und mit den Potatoes den Beschluss der jährlichen Nutzung ihrer Ubsäze. Mit der Zubereitung des Brodes verfahren sie allemal, wie oft gedacht ist; sie stecken auch keinen Samen, der nicht vorher ein paar Tage in Misthaube oder Kaltwasser eingeweicht gewesen.



Jams, die sie Utan nennen, sehn und warten sie eben wie die Potatoes: der Boden vor dieselben aber ist anders, denn man bringt diese Wurzeln auf solche sumpsige und nasse Stellen, die vor and'rer Gewächse untauglich sind, und bisweilen auch einen einmal gebrauchten Reissacker, den man nicht werth hält, dasselbe Jahr noch einmal mit Reis zu bestellen. Je länger man sie stehen lässt, desto größer werden die Wurzeln; gemeinlich nahm man sie im November aus der Erde.

Vom Zuckerrohr legten sie die zerschnittenen Wurzeln, davon jedes Stück ein paar Schöß oder Glieder hatte, über eine Viertelesselie tief in die Erde, und ließen zwischen jeder Reihe eine Elle Raum. Sie nahmen hiezu sowohl die höchsten Absätze als auch die niedrigsten Stellen. Im März und April legte man es an den niedrigen Orten, und in den Regenmonaten auf Ansöhnen, woraus eine verschiedene Erndte entstand. Es war auf keine Weise weichlich; denn es nahm im Schatten und an der Sonne, in nassen und trocknen Stellen, mit Kälte und Wärme vorlieb. Wenn das

das Rohr gelb zu werden anfing, ward es geschnitten; denn wenn man es länger sieden ließ, fing es an der Wurzel an zu faulen. Es erreichte eine Höhe von 4 bis 6 Ellen. Sie bringen nach einem bequemen, am Strom gelegenen Platze, einige Campanladungen Rohr zusammen, und bauen daselbst ein Haus von Bambu und Matten auf, machen an dessen einem Ende einen Ofen mit zwey eingemauerten grossen eisernen Kesseln, an dem andern aber eine anscheinliche mit Planzen belegte Tenne, auf welcher ein paar Ochsen eine fantaige Rolle von harten Holze umherschleppen. Das Rohr, welches schichtweise unter die Rolle gelegt ward, ward zerquetscht und der Gast, der mittelst einer Rinne nach dem Ende der Tenne geleitet ward, sammelte sich das selbst in einem grossen Gefäße. Aus dem ausgepreßten Rohre kochte man den Gast in einem Kessel völlig aus, vermischte das Ausgekochte mit dem Soße, seihete beides durch, und kochte es in dem andern Kessel zu festen braunen Zucker; die Blätter und ausgesuchten Stengel dienten zu der hierzu erforderlichen Zentung. Wenn an



einem Orte nicht mehr Rohr vorhanden war, nahmen sie das Haus wieder weg, und zogen mit dem Getähe weiter. Diese Zuckerfiedler reisten im Lande herum, und fragten den Landleuten den Zucker aus ihrem Rohre, welcher nachher von andern Zuckerfiedlern gereinigt ward.

Kräutergärten hat unser Verfasser, außer einigen unvollkommenen, nicht gesehen, weil er dazu keine Gelegenheit hatte; das hec ist seine Nachricht davon nicht so zureichend, als er es wünschte. Was ich, sagt er, von ihnen anzuführen weiß, ist, daß sie gemeinlich dazu niedrige, leimige Pläze etwählen, und darin den Dünger nicht sparen. Die bekannten Gewächse waren Sallat, lange und kurze Gurken, Purjo, weisse Zwiebeln, Seller, Spinat, Wöhren, rothe Melde, eine Gattung wässriger Rüben, lange Radiese, Pumpen und Wassermelonen, welche sie in den Gärten bauen, und deren Samen sie ansäglich von denen Portugiesen erhalten haben. Müsset diesen aber findet man darin mancherley uns, den Namen und der Gestalt nach, völlig unbekannte Erdfrüchte.

Det

Der Portulak wuchs wild, sie nutzten ihn aber nicht selbst und bekümmeeten sich also nicht darum. Eine grobe Art von Wasserspinat hielten sie in Teichen von einer halben Klafter Tiefe, in welchen er so häufig wuchs, daß er die Wasseroberfläche bedeckte. Dieser gehörte zu ihren gemeinsten Küchenslättern.

Den Ingber legen sie in Stücken in einem leimigen Boden einer Querhand tief; solches geschiehet im Februar und März, denn wenn es später gethan wird, treibt die Wärme die Stengel und Blätter zu stark, wovon die Wurzeln schwammig werden und klein bleiben. Uebrigens verträgt er Kälte und Wärme.

Tabak heißt bei ihnen Zien. Das Pflanzen desselben ist in China um so viel mehr vortheilhaft, da er dasselbst beynahe mehr, als an andern Orten gelernt wird: sie sparen daher weder Mühe, noch ein gutes Erdreich vor denselben. Im März setzt man die Pflanzen 2 Ellen weit von einander; im August ist der Tabak reif, da man ihn pflückt, schwitzen läßt, und so handelt, als es bey uns gewöhnlich ist.  
Dieser



Dieser Tabak scheint nicht der beste zu seyn; er ist unserem zwar ähnlich, aber von widerigem Geruch und Geschmack. Die Chinesen geben ihm den Vorzug vor dem von Manilhas und Algnam, der doch an Güte dem Brasilianischen an die Seite zu setzen ist. Sie bringen die getrockneten, braunen, über einander gelegten Blätter in eine Presse, und verschneiden sie hernach mit einem breiten, eisernen Hobel in seine Strießchen, in welcher Form man auch hier den Tabak verbraucht. Er hinterläßt bey dem Rauchen ein zähes, stinkendes Öl; wenn er gebber geschnitten wird, brennt er besser. Der Abgang dieser Ware ist so stark, daß von derselben eine Menge von den nächstliegenden Orten hies her gesandt wird.

Ein unbekanntes Gewächs, so der Kraus semünze gleich, aber blassere Blätter hatte, und von ihnen Hockhong genannt ward, hatten sie auf breiten Betten reihentweise gepflanzt. Es war im März einen Fuß hoch. Die Cultur desselben schien sehr beschwerlich; denn es war der Wärme wegen in der kalten Zeit gesäet, und damals eben

oben und an allen Seiten mit Watten umgeben. Sie schätzten dies Kraut sehr hoch, und verkauften ein Pekel vor 50 Del<sup>\*)</sup>, sie behaupteten, daß es wider die Schwindsucht von ungemeinem Nutzen sey.

Der größere und kleinere Wunderbaum (Ricinus) ward auf Annam in den Gärten überall und ohne Ordnung gepflanzt, besonders säetet sie viel von den kleineren. Die Kerne geben durch das Pressen ein weißes flüssiges Öl sehr häufig, welchem sie durch die Mennige, ungeldschönen Kalk und Bitriolerde die Fertigkeit nahmen und es zu Firniß Kochten. Dieser Firniß, dessen sie sich zum Mahlen bedienten, trocknete geschwind und gab einen starken Glanz.

Ein Kraut mit grossen, groben, der Klette ähnlichen Blättern, welche alle mit dicken Stengeln aus einer kleinen Wurzel samen, ward statt des Kohls gebraucht. Die gelben Blumen, der Stengel mit den Samen, und die Samen selbst glichen dem Kohl. Dieses Krautes bedienten sie sich täglich, daher der Abgang desselben so stark war,

<sup>\*)</sup> Ein Del beträgt ungefähr 1 Reale, 4 Del. im Gold.

war, daß sie die lebendig gewordenen Betten so fort auf das neue besäetzen. Es rührte in allen Jahreszeiten sehr geschwind. Sie Kochten es halbgar, trockneten es, und nahmen es mit sich auf Seereisen. Außer diesen hatten die Tataren aus Peking eine Gattung weissen Kohles mit langen schmalen Köpfen heruntergebracht, die noch nicht sehr im Gebrauch und also rar war.

Ohnerachtet es hier mancherley sehr gute Baumfrüchte gab, so merkte man doch nicht, daß sich die Chinesen sonderlich auf die Baumzucht legten. Sie hatten verschiedene, und unter diesen auch Fruchtbäume, um ihre Gärten, und deren Absäge gesetzet, und besaßen auch grosse Baumgärten, welche sie vor etwas vorzüglich prächtiges hielten, daher dieselben mehrentheils bei den Pagoden und Lustgärten angelegt waren. Sowohl von den Frucht als übrigen Bäumen sind bei uns nur wenige bekannt.

Nopfelspinnebäume, die durch die Portugiesen auch nach Europa gebracht worden sind, fand man hier mit guten und grossen Früchten; man sagte, daß sie im Hochien und um Amoy eine noch gehäuftere Vollkommenheit

heit erlangten. Es gab hier verschiedene Arten, einige waren nur von Grösse der Walnüsse, andere wie Nienetten, noch andre waren edig und röthlich u. s. w. Nur an wenigen Orten hatte man diese Bäume nach einer gewissen Ordnung in Reihen gesetzt, umgraben oder sonst gewaritet; wenn sie aber vor starken Winden Schutz genossen, kamen sie ohne weitere Bearbeitung gut fort und trugen reichlich. Goetien und Quantang müssen jährlich eine beträchtliche Menge Früchte an den Hof zu Peking schicken.

Leichi ist eine Baumart, die sie eben so hoch wie die Apfelsinbäume zu schätzen scheinen; es gab davon verschiedene Arten, grösse, kleinere und auch wilde. Die Früchte sind so gross als wie Muskatennüsse, mit einer groben, knotigen, röthlichen Schale umgeben, und wachsen, wie der Wein, Traubenweise. Der Baum erlangt die Höhe eines Birnbaums, und ist mit schmalen, zugespitzten, stachlichen Blättern versehen. Sie bewahren die Beeren getrocknet auf, da sie dann wie Rosinen schmecken. Es scheint unglaublich, daß das Land



Land um Canton, wo diese Frucht einzig und allein wächst, jährlich 100000 Zel vor getrocknete Leichien einbringt.

Thee, den sie Chia nennen und der hier nur auf einer Insel, gerade gegen Canton über belegen, wächst, war wegen seiner Kräfte wieder eine schwache Brust im Ruf: die Insel heißt Honam, daher man den Thee Honamthee nennt. Die Büsche, welche eine oder anderthalb Ellen hoch waren, standen auf trocknen, sandigen Hügeln in Reihen. Man pflückte das hellgrün und weiche Laub im März, röste es in eisernen Kesseln, und rollte es wie den andern Thee zusammen. Die harten und dunstelgrünen Blätter blieben sitzen. Es schien, daß auf die Pflege dieser Büsche zu wenig Mühe verwandt worden war; denn wohl die Hälfte davon stand vertrocknet.

Der Urecabaum kann, wie ich aus den feischen Rüßen, die man haben konnte, schließe, nicht weit von Canton wachsen. Auf Honam waren verschiedene Plantagen von diesem Baume, deren Boden feucht und fett war. Die Bäume selbst sind den Cocosbäumen nicht unähnlich, und haben

gerade Stämme. Wenn die Früchte reif waren, bekamen die Schalen eine bräunlich-gelbe Farbe, da man dann die Nüsse, welche Mustatennüsse nicht unähnlich sind, herausnahm, trocknete und an die nordlichen Orte versandte.

Die Betelbüsche waren ebenfalls nicht weichlich, denn sie wuchsen ungepflegt, wo sie nur dienliche Plätze antrafen. Die Blätter mit Rall und einem Stück Arecañus gerieben, sind das bekannte Pisang, welches dieses und andere morgens ländische Wölter mit so grossem Appetit fauen.

Der Mangosbaum wächst hoch und mit ausgebreiteten Ästen, wie die Esche. Die Blätter sind dem Laube unsers Ochfels (Crataegus Aria) ähnlich und die Frucht wird unter allen indianischen Früchten vor die gesündeste gehalten.

Pumpelmose sind eine Art grosser, süsser Citronen; der Baum ist auch den Citronenbäumen ähnlich, die Blätter aber sind breiter.

Kleine saure Citronen, Longan, und mehrere Fruchtarten auch Strombu, von

welchen



welchem sie wie le Comte berichtet, daß Harz zu ihren Färbissen erhalten.

Oliven, Birn und Apfelbäume, dergleichen Weintrauben, welche alle anzuführen und zu beschreiben zu weitläufig seyn würde. Man kann nicht sagen, daß eins in Absicht der Cultur vor dem andern einen Vorzug gehöre; denn man läßt sie alle fast wie wild wachsen: bey einigen Baumarten bedienen sie sich doch des Pfropfens mit glücklichem Erfolge.

So sehr der Geschmack der Chinesen von dem Geschmack anderer Völker in Sitten, Kleidung und andern Sachen abgeht; so besonders sind auch ihre Blumen und Lustgärten. Sie bekümmern sich in denselben um Luststücke, Hcken, bededte Gänge und Symmetrie sehr wenig, ihnen gefällt ein nachster Platz, mit Steinen von verschiedenem Farben und Grösse in Drachen oder Menschenfiguren belegt, besser, als wenn dieselben mit artigen Zeichnungen, und die Zwischenräume mit Kräutern oder Gras geziert wären. Ihre Gänge müssen auch nicht offen, sondern mehrenteils an den Seiten mit Mauern versehen seyn, an welchen Wein oder andere kletternde Gewächse

gesetet sind, die man an Stangen von einer Mauer zur andern zieht, und dadurch den Gang bedeckt. Die Ruhebänke sind in Gängen ohne Mauern an den Seiten angebracht und durch verschiedene Setzung der Steine mit vielen Höhlen versehen, in welche Gefäße mit verschiedenen Blumen gestellt werden. Die Gänge formiren viele Krümmungen; bisweilen gehen sie über einen kleinen, ebenen, mit Steinen belegten Platz, vor ein offenes Lusthaus, auf welchem Blumentöpfe stehen; bisweilen durch Bogengänge, die von dännen Bambu doppelt, aber in ungleicher Form geslochten, und darzwischen eine Art buschiges Zimmergrün gepflanzt ist, das sich durch dieselben schlägt, und sie einer grünen mit einem grossen Löche versehenen Wand ähnlich macht. Man findet dabei mancherley Veränderungen; mit Gebüschen bedeckte Berge, unter welchen Bäche laufen, die Wassernehen vorstellen, und mit schattenreichen, dicht stehenden Bäumen umgeben sind; Gebäude von 3 bis 4 Stockwerken, die mehrtentheils an einer Seite offen sind; Thürme; schroß ausgehöhlte Frotten; Brücken;



Teiche; Pläne mit Bohnen besät, dicht und wild gezogene Gebüsche oder kleine Lustwälzdet, und mehr Abwechselungen, die eine schöne Aussicht geben. Sie haben auch im Schatten grosser Bäume oder an hohen Orten, von welchen man weit um sich sehen kann, niedrige steinerne Tische.

Obgleich ihre Lustgärten sehr groß sind, so verschaffen sie ihnen dennoch durch einen winflichen Gang, der bald vor bald rückwärts führet, ein noch weitläufigeres Anssehen. Ihrem Geschmacke nach muß, so viel man urtheilen kann, seine Aussicht der andern gleich seyn. In einigen Lustgärtzen graben sie Teiche, um welche ein Gang nach allen genannten Plänen führet; bey denselben haben sie viele Lusthäuser, die alle verschieden eingerichtet sind, und gewöhnlich mit der einen Seite im Teiche stehen, damit sie von den Fischen, welche sie darin halten, durch die grossen Fenster einige fangen könnten. In den Lusthäusern haben sie in kleinen Teichen Gold und Silberfische, ausses dem aber auch Vogel, Thiere, Blumen, Abbildungen von Drachen und mehr zum Vergnügen gereichende Dinge.

Ulm

Um Canton und in den an dem Meer geslegenen Gegenden, legen sich die Einwohner nur wenig auf die Kindviehzucht, weil sie dieselbe nicht vor so nthig, wie in den nördlichen und angränzenden Landschaften halten. Denn sie können ihre Gelder mit wenig Mühe und ohne Zugvieh bestellen, ihre Reisen und Transporte aber geschehen zu Wasser, wobei ihnen Ebbe und Fluth zu statten kommt. Das Kindfleisch ist ihnen kein angenehmes Gericht, dessen Stelle aber ersehen die häufig vorhandenen Fische. Außer den Mandarinen und Kriegsbedienten haben nur wenig Leute Pferde. Bei dem Ackerbau bedienen sie sich blos der Ochsen und Büffel, welches besonders an den weit vom Strome gelegenen Orten geschieht; und blos der Zucht wegen halten sie einige Kühe, weil sie sich der Milch selbst nur selten bedienen. Vordem hielten sie noch weniger auf das Kindvieh; seitdem sich aber die Europäer häufiger eingefunden haben und jährlich einen guten Theil sowohl in China, als auf der Rückreise gebrauchen, so sind sie hiervon veranlaßt worden, des



Gleisches und der Milch wegen mehr Rindvieh zu halten.

Schafe sind um Canton nicht so häufig, als in den benachbarten Landschaften. Man gebraucht in den kalten Monaten ihre Zelle und Wollie zu Kleidern, welche aber theuer genug sind; daher ist es bei ihnen nicht jedermann's Sache, Vieh, besonders Schafe zu halten.

Esel hat man um Canten nicht so viel, als weiter im Lande, wo man sich derselben zum Arbeiten und Reisen bedient. Die Tataren finden an dem Eselfleisch so viel Geschmack, daß sie dieselben wie die Pferde schlachten und essen.

So sehr sie die Zucht gedachter Vieharten vernachlässigen, so viel mehr halten sie auf das kleine Vieh, das sie in Vergleich des Vortheils vor sie und andere, mit weniger Mühe unterhalten. Eine lange Erfahrung hat ihnen die Fertigkeit, welche sie besitzen, verschafft, so damit umzugehen, daß kleine Familien durch diese Handthaltung ihr reichliches, ja überflüssiges Auskommen erwerben.

Schweiz

Schweine, die von ihnen täglich häufig und mit grossen Appetite verzehret werden, halten sie in Menge; die hiesige Art ist auch sehr fruchtbar, und gedeihet ungemein, wie denn die Sauen, ehe sie ein Jahr erreichen, Junge bekommen, wiewohl anfänglich nicht so viel auf einmal, als bey dem zten oder 4ten Wurf, da sie mehrentheils 17 bis 18 Ferkel bringen, von denen nur selten eines stirbt. Die Gamsbrenner, Reisstampfer, und die, welche Mühlen haben, halten immer viele Schweine, doch nicht so viele, wie die Strandleute und Fischer, welche sie ohne Kosten mit Fischen füttern, wovon das Fleisch derselbentranig schmeckt. Außers dem haben fast alle kleine aus Campanien wohnende Familien vor sich selbst und auch zum Verkauf Schweine. Sie tragen auf allen Gassen rohes und gebratenes Schweinfleisch umher; ihr vornehmstes tägliches Gericht wird von zerschnittenem Speck bereitet; ingleichen werden ganze grosse gebratene Schweine theils in Pagoden gesperrt, theils an den Festtagen gebraucht; ja es werden viele auf ihren Seereisen ver-



geht und an die Europäer überlassen. Dies alles zeugt von der grossen Menge der vorhandenen Schweine. Die Ferkel von dem ersten und andern Wurf der Sauen bleibhen, eben wie die Sauen, welche zeitig weissen nur klein; daher man die zum Schlachten bestimmten Sauferkel schneidet.

Sie halten viele Hühner, doch mehr vor die Fremden als vor sich, und besitzen im Capaunen eine gute Fertigkeit. Sie lassen die Küchlein durch die Hennen ausbrüsten, und bedienen sich dabei keiner Dosen. Die warme Witterung und die vielen Eyer, welche die Hühner legen, trägt zu deren Fortkommen nicht wenig bey.

Fasane giebt es zwar um Canton, aber nicht so häufig als tiefer im Lande, wo sie schön und von mancherley Farben angetroffen werden. Man bringt sie als Seltsamkeiten nach Canton, und hält sie in hohem Preisse.

Kalekutische Hühner giebt es nicht in China; und obgleich jährlich welche mit den Schiffen von der malabatischen und coromandelschen Küste, der Heymath dieser Welt gel, dahin kommen, so hat man sich doch nie

nie bemühet, sie ordentlich hier einzuführen.

Tauben von mancherlei Arten gehyben und vermehren sich hier gut.

Die Gänse ebensfalls. Diese sind kleiner als unsere und unsren wilden ähnlich, so wie im Gegentheil ihre wilden Gänse unsren zähmen gleich kommen.

In der Entenzucht sind sie vollkommene Meister. Rächst den Schweinen halten sie am meisten auf die Enten, und da diese auf den Tischen der Vornehmnen ein tägliches Gericht sind, so erfordert die häufige Consumption derselben eine gute Zuzucht. Die beständige gelinde Bitterung, und die Bequemlichkeit am Strome, befördern ihr Fortkommen und Gedeyhen ungemein; denn man kann sie mit kleinen Fischen und Krebsen, die nach dem Ablaufe des Wassers auf den Reisfeldern zurückbleiben, und also sehr wohlfeil unterhalten. Viele Cantonesser ernähren sich einzig und allein von der Entenzucht, einige kaufen die Eyer auf und handeln damit, andere brüten sie in Oesen aus, und noch andere ziehen die Jungen groß. Die Oesen zum Brüten sind leinesweges



weges künstlich. Man legt auf einen gesmauerteren Herd eine eiserne Platte, setzt auf diese einen  $\frac{1}{4}$  Elle hohen Kasten mit Sande, in welchen man die Eier reihensweise gelegt hat, und deckt ein Sieb darauf, über welches man eine Matte hängt. Zum Erwärmen bedient man sich der Kohlen eines gewissen Holzes, die langsam und gleichmäßig brennen; anfänglich giebt man ihnen wenig Wärme, und vermehrt diese nach und nach, bis sie zur Zeitigung der Eier stark genug wird. Wenn die Wärme bisweilen zu sehr vermehrt wird, so kommen die Jungen zu früh hervor, sterben aber gemeiniglich noch 3 oder 4 Tagen. Die ausgebrüteten Jungen verlaufen sie desnen, die sie ausziehen, welche auf folgende Art probieren, ob sie zu früh ausgestochen sind. Sie fassen die jungen Enten am Schnabel und lassen den Leib herunter hängen; sperren sie sich nun und zappeln mit den Füßen und Flügeln, so sind sie gut und gehörig ausgebrütet; haben sie aber zu viel Wärme bekommen, so hängen sie ruhig. Oft leben die letzteren so lange, bis alle junge Enten auf das Wasser gelassen

sen werden, welches 8 Tage nach dem Nass  
strieken zu geschehen pflegt, da sie dann  
Krämpfe bekommen, sich auf den Rücken  
werfen und nach einigen Zuckungen sterben.  
Sie nehmen sie alsdann aus dem Wasser  
und lassen sie trocknen, weil sie sich bis  
weilen erholen; aber auch diese sterben nicht  
selten an einem solchen Schwindel, wenn  
sie wieder nass werden. Wenn das Wasser  
aber abgelaufen, sammelt man kleine Krebse  
und Krabben, lochet und zerhacket sie und  
füttert die ganz jungen Enten anfanglich  
damit allein, nach einigen Tagen aber mit  
untergemischtem gekochtem Reis und zer-  
hackten Kräutern. Wenn sie älter werden,  
bringt man sie in eine größere Campane,  
welche über dem Wasser einen mit einer  
Gallerie umgebenen breiten Bambusboden,  
und eine nach dem Wasser abschüssige Brücke  
daran hat. Die jungen Enten bekom-  
men eine alte zur Stiefmutter, welche sie  
anführt, wenn man sie die Brücke hinun-  
ter auf die Weide lässt. Die alte Ente ist  
an den Ruf von der Campane, wenn man  
sie des Abends zusammen haben will, so  
gewöhnt, daß sie halb schwimmend, halb

fliegend nach ihrer Heimat eilet. Sie legen alsdann mit ihrer Campane an einen andern Ort, wo mehr Gras vor ihre Enten ist, an, und lassen dieselben täglich an den Ufern auf die Reisfelder. Man sieht nicht ohne Verwunderung viele solche Campanen mit grösseren und kleineren Enten zu tausenden umgeben, wobei besonders ist, daß wenn viele Campanen ihre Enten an einem Orte weiden und sie des Abends zu Hause rufen, dieselben ihre rechte Campane zu treffen wissen. Mit der Entenzucht beschäftigen sich die Chineser besändig, ausgenommen in den dreien kalten Monaten; und obgleich dieselbe viel Sorgfalt erfordert, sieht man sie doch keinen besondern Fleiß anwenden; denn wenn die Jungen nur erst 14 Tage erreicht haben, so sind sie im Stande, sich selbst Unterhalt zu verschaffen.

Die Seidenwärmer, welche in Betracht ihres Nutzens unter dem kleinen Vieh mit Recht einen Platz einnehmen, sollten nebst ihrer Pflege hier beschrieben werden; da aber weiter unten vom Seidenbau ausführlich geredet werden wird, so übergeht man

man sie hier, und merkt nur an, daß die Chinesen diese Würmer, nachdem sie die Seide abgewickelt, mit vielem Appetit essen, und daß sie sie entweder frisch kochen, oder auch trocknen.

Nach Ching chiu hinauf soll es eine Art recht grosser Seidenwürmer geben, von welchen eine so grobe Seide gesammelt wird, die anfänglich dem Hanf ähnlich sieht, die Einwohner aber machen dennoch eine Art Zeug daraus, welches, wenn es neu ist, wie ungebleichte Leinwand anzusehen ist, aber durch den Gebrauch und österes Waschen, Glanz und ein besseres Unsehen ersält. Es scheint, daß diese Seide sich nicht färben lasse; denn sie tragen dieses Zeug allemal ungesärbt: es soll aber dagegen von einer unglaublichen Stärke seyn, und wird nach dem Orte, von dem es stammt, Chinchau genannt.

Der Taho, ein sehr langer und an seinem Ausflusse breiter Strom, gehbret in diesem Lande, das an seinem Seeufers manysfältige Arten von Fischen hat, zu dem fischreichsten Gewässer. Dem Anschein nach sollten wohl Ebbe und Fluth der Fischen

scherten, besonders an den jähnen und zum Ziehen mit dem Hamen unbequemen Octen, hinderlich seyn; dennoch aber fangen sie auch mit diesem Zeuge eine beträchtliche Menge. Die allgemeinste Art Fische zu fangen ist die, da sie auf den von den Ufern entfernten Sandbänken, lange Stangen oder eigentlicher Pfähle, einen Faden weit von einander einschlagen, zwischen welchen sie schwartzgesärbte, von starkem Garne gestrickte Neusen stellen, in welche die Fische, die längst dem Ufer streichen und die Reze antreffen, hineingehen und also gefangen werden. Dieser Fischfang kommt mit den Neusen, welche wir in die Strömme stellen, überein.

Sie haben auch eine Menge von Körben, die von Bambuschielen mit Weidentreisern verbunden, anderthalb Klafter lang, und unsern Neusen ähnlich sind. Dieser Werkzeugen bedienen sich sich, wenn das Wasser höher als gewöhnlich steigt. Sie stellen dieselben längst dem Strande hin, lassen aber an beiden Enden dieser Reihe Bambuskörbe Öffnungen, wo sie mit ihren Campanen oder Obren ganz stille liegen, damit

damit der Fisch, welcher dem Strande nachstreicht, ungehindert in dieselbe hineingehen kann, innerhalb derselben aber trifft er eine Reihe Bambusdröbe an, welche in die Quer nach dem Lande zugestellt sind, und ihm den Ausgang verwehren. So bald das Wasser wieder anfängt abzufliessen, verschliessen sie diesen Raum mit eben ders gleichen Körben; dieser wird nach dem Ablauf des Wassers trocken, da man dann hineingehen und die Fische zusammen lesen kann. Sie bedienen sich auch eines zwischen zweyen Böten befestigten Schwimmzepes, mit welchem sie bey der Fluth hin und her fahren, und die Fischhaufen fangen, die ihnen in den Weg kommen.

Ebenfalls gebrauchen sie grosse, zwischen zweyen Bambusstangen befestigte Haken, mit welchen sie sowohl auf ihren Schiffssczeisen, als auch mitten im Strome fischen.

Die Grundangeln bestücken sie mit Würmern und Krabben, womit sie Wale und andere kleine Fische fangen. Auch bedienen sie sich langer, niedriger Sampaner, mit weiß angestrichenen Brettern an den Seiten. In diesen Sampanen unterhalten sie



sie des Nachts ein kleines Feuer, da dann die Fische, die nach dem Feuer laufen, in die Sampane hüpfen. Diese Fischerey ist eigentlich einer Fischart wegen, die sie Mußsetzen nennen, eingerichtet, welche nach dem Schein des Feuers im Finstern in die Höhe springen.

Zwischen den Scheren und am Stande wird die Fischerey mit Haken und Angeln stark getrieben, eine Menge Fische gefangen, und eingepökelt oder getrocknet in den umherliegenden Städten und Dörfern verkauft.

Unter den vielerley Fischen gibt es einige, die denen bey uns bekannten ähnlich sehen, als Karpfen, Stockbarsche, Seebarsche und Elritzen. Ich kann aber, seit unser Verfasser hinzu, nicht mit Gewisheit sagen, ob es dieselben Seeten sind; die mir ganz bekannten sind nur Hale, Krabben, Garnelen, Austern, Muscheln und Hummer; von den letzteren werden sehr grosse in den Scheren bey Macao häufig gefangen. Von den Schalen der Austern brennen sie nicht nur ihren Kalf, sondern bedienen sich auch der grössten bey ihren Gebäuden.

bänden statt der Ziegel. Man bedient sich auch in verschiedenen Provinzen einer Art von Raben, die man zur Fischerei, wie Hunde zur Jagd abrichtet. Mit Aufgang der Sonne sieht man auf den Flüssen eine Menge Vogel, an deren Untertheilen verschiedene solche Vogel sijen. Wenn man ihnen zum Zeichen das Wasser mit einem Ruder schlägt, so fliegen sie in den Fluss, einer hier, der andere da, tauschen unter, und bringen die Fische, die sie in der Mitte angesetzt haben, in die Höhe, und in die Wälder. Der Fischer nimmt den Vogel, hält ihm seinen Kopf niederwärts, und streicht ihm den Hals mit der Hand, damit er die kleinen Fische, welche er verschlungen hat, wieder von sich giebt. Denn ein Ring am Untertheile des Halses verhindert, daß sie nicht in den Kropf gehen können. Ist ein Fisch vor einen Vogel zu gross: so stehen sie einander bei; einer fasst den Kopf, der andere den Schwanz, und so bringen sie ihn in ihres Herren Bot. An einigen Orten schiessen die Soldaten die Fische sehr geschickt mit Pfeilen, die an dem Bogen mit einem Faden



hen befestiget sind, damit sie nicht verlohsen gehen, und um den Fisch zugleich das durch herauszuziehen. An anderen Orten sind ihrer so viele im Schlamme, daß die Leute bis an den Gürtel ins Wasser treten, und sie mit einer dreizackigen Gabel stechen.

*Direk.* Die Art mit Vögeln zu fischen, sagt ein anderer Schriftsteller, soll bey Macao üblich seyn; er hatte aber keine Gelegenheit weder diese Fischerei selbst, noch einen solchen Vogel zu sehen.

### Drittes Kapitel.

Die Klasse der Kaufleute; nebst der Schiffahrt und dem Handel der Chinesen.

*mano.* **D**ie Menge der Kaufleute und der *eme.* Handelnden ist in China erstaunlich. Wo man hinkommt, da scheinen mehr Verkäufer als Käufer zu seyn. Sie sind alle sehr verbindlich, und schlagen kein Geld aus, wo sie nur das geringste ges-

winnen können. Sie sind gerade das Bes-  
gentheil von den Japanern; denn diese sind  
unhäbslich, und lassen über mit sich handeln.  
Sagen sie einmal, eine Sache sei zwanzig  
Ducaten wert: so lassen sie nicht einen  
Kreuzer herunter, wenn man auch ein  
Jahr mit ihnen handelte. De Comte sagt:  
es sei keine Nation in der Welt, die sich  
zum Handel besser schicke, und solchen mehr  
verstände, als die Chinesen. Sie wären  
in ihrem Bezeugen ungemein einnehmend;  
und die Geldbegierde verursachte, daß sie  
tausend Mittel zu leben und zu handeln er-  
fanden, auf die sie sonst nicht würden ge-  
fallen seyn. Alles, was vorkommt, wens-  
den sie zu ihrem Vortheile an, und unter-  
nehmen, um des geringsten Gewinnes wil-  
len, die schwersten Reisen.

Es wäre zu wünschen, wie die zu der  
Missionation sagen, daß die Chinesen  
etwas ehrlicher handeln mögten, besonders  
mit den Christen: denn sie suchen allezeit  
so theuer als sie können zu verkaufen, und  
machen sich kein Bedenken, die Waren zu  
verfälschen. Ihr Grundsatz ist, wer da-  
kaufet, der wolle die Sachen so wohlfeil

VI Band. 16. Okt. 1803. 8



Haben, als möglich ist, und wohl gar nichts dafür geben, wenn es der Verkäufer zufrieden wäre. Daher haben sie, ihrer Meinung nach, auch das größte Recht, so viel zu fordern, als sie können. Der Verkäufer betrügt nicht, sagen sie, der Käufer besträgt sich selbst: denn er ist nicht gezwungen, zu kaufen; und der Vortheil ist die Frucht von des Kaufmanns Geschicklichkeit. Gleichwohl sind diejenigen, welche nach solchen schlechten Grundsätzen verfahren, die ersten, bey andern Ehrlichkeit und Unzweckmäßigkeit zu preisen. Nach Magellans Berichte sind diejenigen die reichsten Kaufleute, welche mit Seide und mit Zimtmerholze handeln.

Wir wollen den Handel der Chinesen in vier Abtheilungen betrachten. Erstlich werden wir von ihrem einheimischen und auswärtigen Handel reden. Alsdann von ihrer Schifffahrt. Hernach von den Reisen zu Lande. Und endlich von ihrem Gelde, Gewichten und Masse.

I. Ihr einheimischer und fremder Handel.  
zu das Die einer jeden Landschaft eigenen  
Reichtümer, und die Leichtigkeit,  
die

die Waren vermittelst der Flüsse und Kanäle fortzuschaffen, haben den einheimischen Handel des Reichs allezeit blühend gemacht. Der auswärtige verdienet kaum erwähnt zu werden, da die Chinesen selbst alles, was zur Nothwendigkeit und zum Vergnügen dient, finden, und daher selten weit von Hause gehen. So lange China seine eigenen Kaiser hatte, waren die Häfen von den ältesten Zeiten her vor Fremde verschlossen, der Handel mit solchen untersagt, und den Einwohnern auszureisen verboten. Aber die Tatarer haben jetzt die Häfen allen Nationen eröffnet.

Der einheimische Handel in China ist so stark, daß alle Handlung in ganz Europa damit in keine Vergleichung kommt. Die Provinzen sind wie so viele Königreiche, die einander wechselseitig miteinander teilen, was in ihnen wächst. Dieses vereinigt die verschiedenen Einwohner derselben, und verschaffet Ueberfluss in allen Städten. Die Landschaften Hu quang und Kyangtse versiehen dieseljenigen mit Reis, welche daran Mangel leiden; Che Kyang liefert die feinste Seide; Kyang nan führt



Dinte und allerley Kunstuwerke; Nun nam,  
Schensi und Schansi Eisen, Kupfer und  
Metalle, Pferde, Maulthiere, Pelzwerk  
und dergleichen. So kjen verschaffet Zus-  
cker und den besten Thee; Schneuen Pflan-  
zen, Arzneyleäuter, Nhabarber u. s. w.  
Denn es ist unmöglich von dem Handel ei-  
ner jeden Provinz umständliche Nachricht  
zu haben. Alle diese Güter werden von einem

Orte zum andern leicht vermittelst der  
Flüsse geschafft, und in furzer Zeit abgesetz-  
het. Man sieht z. B. Kaufleute, die ins-  
nerhalb drey oder vier Tagen nach ihrer  
Ankunft in einer Stadt, sechtausend Mün-  
zen, die vor die Nahreszeit gemacht sind,  
absezzen. Der Handel wird nie unterbro-  
chen, als die beyden ersten Tage des ers-  
ten Monats, die sie mit Ergötzlichkeiten  
und den ordentlichen Neujahrsbesuchen zu-  
bringen. Zu aller andern Zeit ist alles in  
Bewegung, sowohl in den Städten, als  
auf dem Lande. Selbst die Mandarinen  
haben an dem Handel Theil, weil einige  
ihre Geld Kaufleuten gegeben haben, um sol-  
ches vermittelst des Handels zu nutzen.

Kurz,

Kurz, keine Familie, so arm sie auch seyn mögte, darf hier Mangel leiden; sie kann allemal, mit etwas guter Wirthschaft, von einer Handelskierung leben. Es sind hier viele, deren ganzer Hauptstamm sich nicht über eine französische Krone beläuft, und doch ernähren sich Vater und Mutter, mit zwey oder drey Kindern von dem Gewinnste, schaffen sich noch seidene Kleider zu Feiertagen an, und erweitern ihre fleisige Handlung in wenigen Jahren merlich. Das geschieht alle Tage, so schwer es zu begreifen scheint. Einet j. B. von diesen kleinen Kaufleuten, der etwa einen Gulden hat, kauft Zucker, Mehl und Reis, und macht kleine Kuchen, die er eine oder zwey Stunden vor Tage backt, die Herzen der Neisenben, wie sie sich ausdrücken, zu erquicken. Raum ist sein Laden offen: so ist er alle seine Waren an das Landvoll, das des Morgens in alle Städte hausens weise kommt, ingleichen an die Träger, Arbeiter, die Kinder in der Gegend u. s. w. losgeworben. Dieser kleine Handel bringt in wenig Stunden einen Vortheil von beinahe einen halben Gulden, davon die Hälfte



te zum Unterhalte seiner kleinen Familie zu reicht. Mit einem Worte, die politischste Messe ist nur ein Schatten von dem unglaublichen Gedränge, das in den meisten Städten von Häusern und Werkstätten geschehen wird.

Da der Handel solcher Gestalt in allen Chinesischen Provinzen blühet; so ist es nicht zu verwundern, daß sich die Einwohner so wenig um den auswärtigen Handel bekümmern. So gehen sie zur See nie über die Engen von Sonda; ihre weiteste Reise von da erstrecket sich bis nach Batavia. Eben so gehen sie von der Seite von Massakka nicht über Achem; und die Grenze ihrer nordlichen Seefahrt ist Japan.

Dieses letztere Land ist eins von denen, welches sie am meisten besuchen. Gemeinsamlich segeln sie im Brachmonate, oder längstens im Heumonate dahin ab. Erst führen sie ihre Waren nach Kambaja oder Siam, und versetzen sich daselbst mit solchen, die in Japan gesucht werden: da sie bei ihrer Reise zweihundert an hunderten verdienen. Geben sie gerade dahin von den Häusern zu Kanton, Amwi oder Ning po;

so führen sie folgende Waren aus. 1) Specereyen, als Pinsing, Rhabarber, Mirabolanen, Österlucerywurzel und dergleichen. 2) Büffel- und Kühhäute, Arckarinde und weissen Zucker, an welchem gestern sie manchmal tausend an hunderten gewinnen. 3) Alle Arten von Seidenzeug, besonders Saitine, Tafte, und Damaste von verschiedensten Farben, meist aber schwarz. Was etwa sechs Tacl kostet, verlaufen sie um funfzehn. 4) Seidene Saiten zu Instrumenten, Adler und Sandesholz, wovon nach grosser Nachfrage bey den Japanern ist, weil diese ihre Balder stets veräußern. 5) Endlich Europäische Zunge und Kannelote, die hier geschwind abgehen, und funfzig von hundert verdienen.

Die Waren, welche die Chinesischen Handelsleute von daher bringen, sind: seines Perlen, davon sie manchmal tausend an hundert gewinnen; reches Kupfer in Stangen, welches vor drey oder vierthalb Tacl verlaufen wird, und in China zehn bis zwölf gilt; ingleichen verarbeitetes Kupfer, als Wärmspangen, Schalen, Raucherpfannen, Becken u. s. w. Diese gelten in China sehr



sehr viel, weil das Kupfer kein ist und schön aussieht. Ferner: Eßhettlingen, die in Japan nur einen Piaster kosten, und in China bisweilen zehn gelten; Glattes geblümtes Papier, daraus die Chinesen Fächer machen; Porcellän, das sehr schön aber nicht so brauchbar ist, weil es kochendes Wasser nicht aushält; endlich: Japanische Arbeit, der sonst keine gleich kommt; aber die Chinesen lassen sich selten damit ein, aus Furcht, sie nicht wieder los zu werden, weil diese Ware außerordentlich theuer ist. Ein Cabinet, welches nicht über zwey Fuß hoch, und nicht viel breiter ist, galt in China hundert Piaster. Um meisten handeln die Kaufleute von Amboi und Ningpo damit, weil sie solche nach Manila und Batavia führen, und an die Europäer, welche sie sehr gern haben, theuer absezzen können. Noch nehmen sie auch sehr seines Gold, und ein gewisses Metall, Tombak genannt, mit, an dem sie zu Batavia funfzig oder sechzig an hundert gewinnen.

Die Chinesen handeln auch nach Manila, aber fast niemand geht dahin, ohne die

die Kaufleute von Amwi, die dahin sehr viel Seide, streifigen und geblümten Satin von verschiedenen Farben, gewirste Arbeit, Tapeten, Kissen, Schlafröcke, seidene Strümpfe, Thee, Porcellän, japanische Arbeit, Specetzen u. s. w. führen. Darauf gewinnen sie ordentlich funfzig vom hundert, und bringen nichts als Piaster zurück.

Der Handel, den sie am ordentlichsten führen, weil sie ihn am leichtesten und vorteilhaftesten finden, ist der Batavische. Jährlich gehen Schiffe von Kanton Amwi und Ningpo gegen den ersten Monat, das ist, im Christmonate, mit folgenden Waren dahin:

1) Eine Art von grünem Thee, die sehr fein ist, und wohl riecht; aber Song lo und Theebow werden von den Holländern nicht so sehr gesucht. 2) Porcellän, das daselbst so wohlseil als zu Kanton ist. 3) Blättergold und Golddrat, das nichts als vergoldetes Papier ist. Manches davon wird in kleinen Bünden nach der Hand verkauft, und ist theuer, weil es mit dem feinsten Golde bedeckt ist: aber das, wel-



ches die Chinesen nach Batavia bringen, wird nur nach dem Gewichte verkauft. Es wird in Bündel zusammen gebunden, mit grossen Büscheln rother Seide, die in der Absicht beigelegt wird, die Farbe des Goldes zu erhöhen, und das Gewicht zu vermehren, die Holländer brauchen es nicht vor sich, sondern verkaufen es mit grossem Vortheile in Malanen. 4) Tutenaff oder Tutenangue, ein Metall, das mit Zinn und Eisen etwas gemeinschaftliches hat; dieses giebt hundert und manchmal hundert und fünfzig von hundert Gewinn. 5) Spezereyen, besonders Rhabarbar. 6) Hausrath von Messing, als Decken, Wärmpfannen, grosse Kessel u. s. w.

Von Batavia bringen sie 1) Silber in Platten. 2) Pfesser, Würznelken, Muskatennüsse und andere Spezereyen. 3) Schildkrötenschalen, aus denen sie sehr artige Kleinigkeiten, als Lämme, Büchsen, Becher, Messerhefte, Pfeissen und Schnupftabaksdosen nach Europäischer Art machen, die sie vor zehn Sous verkaufen. 4) Sandelholz, auch roth und schwarzes Holz zum Einlegen, mit einem andern rothen

then Holze, das ordentlich Brasilienholz genannte wird, und zum Härben dient. 5) Geschmückte Achate, daraus die Chinesen Zieratthe zu ihren Gürteln, Knöpfe an ihre Mützen, und eine Art Halbänder machen. 6) Gelben Umbra in Sünden, den sie sehr wohlfeil kaufen. 7) Europäische Zeuge, die sie ebenfalls sehr wohlfeil einhandeln, und in Japan theuer los werden.

Dies ist der größte Handel, den die Chinesen auswärts treiben. Sie gehen auch, aber selten nach Achen, Malakka, Jhor, Patana, Vigor, das zu Siam gehört, Coschinchina, u. s. w. Der Handel nach Jhor ist der leichteste und einträglichste. Sie würden zu Achen nicht die Reisekosten gewinnen, wenn sie es versähen, und im Winter und Christmonate nicht da wären; zu welcher Zeit die Schiffe von Surate und Bengalum sich auf der Küste befinden.

Selten bringen sie etwas aus diesen Ländern, als Pfesser, Zimmet und andere Spezereyen, Vogelnester, die man auf den Chinesischen Tafeln als Lederbischen sieht;

sicht; Reis, Kampfer, Rattantöhre, die sie wie kleine Seide zusammen flechten, Haseln, die aus den Blättern gewisser Fräusse gemacht werden, welche wie Pech brennen, und zum Leuchten dienen, auch Gold, Zinn u. s. w.

Die Europäer haben in China kaum einen Hafen frey, außer den zu Kanton zu gewissen Zeiten im Jahre. Sie gehen auch nicht bis an die Stadt selbst hinauf, sondern anker zu Whangpu, einem Orte, etwa vier Meilen davon, im Flusse, der alsdann gedrängt voll Schiffe ist. Sonst seien beachte man Zeuge, Kristalle, Degen, Uhren, Schlaguhren, Repetituhren, Ferngläser, Spiegel u. s. w. hierher; aber seitdem die Engländer jährlich dahin kommen, ist das alles hier so wohlfeil, als in Europa; und kaum kann man Korallen ohne Verlust los werden. Daher ist bei keinem Handel in China mehr einiger Vortheil, als mit Silber zu handeln, da man Gold davor als eine Ware kaufen, und grossen Gewinn haben kann. (Sie gewinnen gegen Silber ungesähe ein Drittheil).

Das Gold, welches man zu Kanton hat, kommt theils aus den Provinzen in China, theils aus fremden Ländern, als Achen, Cochinchina, Japan u. s. w.. Als es wird in dieser Stadt wieder umgeschmolzen, außer was von Cochinchina kommt; denn dieses ist ordentlich so fein und rein, als es seyn kann, wenn es vom Könige des Landes gefauft wird; was aber die Leute heimlich verkaufen, ist nicht so fein, und wird deswegen zu Kanton wieder gereinigt. Die Chinesen theilen ihr Gold nach der Einheit ab, wie die Europäer; was insgemein verkauft wird, ist von neunzig Karat zu hundert, und nach der Zeit, da man es faust, theurer oder wohlfeiler. Denn im März, April und Mai kann man es wohlfeiler haben, als vom Heumonate bis zum Jenner, weil sich zu dieser letzten Zeit die meisten Schiffe in Hafen oder auf der Rhede von Kanton befinden.

Man kann auch vorzügliche Spezereien in China haben, verschiedene Arten von Thee, Golddrat, Muscus, Edelsteine, Perlen, Dnecksilber u. s. w. Der Handel aber, den die Europäer dafelbst treiben, bes-



besteht vornehmlich in japanischer Arbeit, chinesischem Porcellan und Seide, wovon im nächsten Abschnitte besonders geredet wird.

Herr Sonnerat giebt von dem Handel der Europäischen Nationen nach China folgende Nachrichten, die hier einen Platz verdienen. Noch ehe man den Fluss Kanton fandte, und ehe noch Europäische Schiffe nach China segelten, gingen einige Karabanan dahin, suchten die Produkte des Bodens und der Industrie auf, verhandelten sie dann durch ganz Europa, und gewonnen dabei ansehnlich. Nur auf diese Art handelte man nach China, bis endlich die Portugiesen, damals Herren von Indien, die Notwendigkeit einsahen, einen Handel zur See dahin zu eröffnen. Ihre ersten Schiffe landeten im Jahr 1518 vor Kanton. Um diese Zeit war diese Gegend von Seeräubern beunruhigt, die auf einigen Inseln wohnten, welche an der Mündung des Flusses liegen, und noch jetzt die Diebesinseln heißen. Von daher thatten sie stete Plünderungen, und nahmen den Chinesen ihre Fahrzeuge weg. Diese war

ten schwach und feigherzig genug, daß sie sich nicht mehr aus ihren Häfen auszuläufen getrauteten, um eine Handvöll Leute in Ordnung zu bringen, die blos durch ihre rauhe Lebensart unternehmend geworden waren. Sie begnügten sich, dieselben Wilde zu nennen; und ein Europäisches Volk mußte ihnen zeigen, daß diese Wilde nicht unüberwindlich waren.

Die Portugiesen, welche sich bei den Chinesen beliebt machen wollten, fanden ihre Rechnung dabei, wenn sie diese Räuber ausschotteten. Sie boten also dieser feigen Nation ihre Dienste an, und man empfing sie mit Freuden. Nach die Chinesen rüsteten sich gegen den gemeinschaftlichen Feind; bedungen sich aber, daß sie bloß Zuschauer bei der Sache sein wollten. Die Portugiesen gewannen ein Treffen nach dem andern, und reinigten endlich die ganze Gegend von den bisher so gefürchteten Räubern. Zum Lohn ihrer Siege erhielten sie eine dürre unfruchtbare Insel an der Mündung des Flusses Kanton, wo sie Malacca erbauten. Neberdies gesetzte man ihnen noch verschiedene grosse Freiheiten



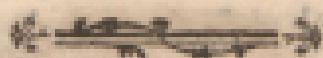
zu, die sie aber in der Folge wieder verloren. Doch ließ man ihnen Macao; aber die Chinesen führten neben diesem Platze eine Festung auf, woraus man die Stadt und die Citadelle der Portugiesen bestreichen kann; und bei der mindesten Klage gegen dieselben versperrt man ihnen die Zufuhr der Lebensmittel.

Als in der Folge die Holländer den ganzen Handel von Indien an sich gerissen hatten, wollten sie auch eine dauerhafte Handlung nach China anlegen. Sie begehrten einen Strich Landes, um eine Niederlage daran zu erbauen, und er ward ihnen zugestanden. Aber sie legten statt deren eine Schanze an, die bald würde furchterlich geworden sein, wenn sie hätten Kanonen hineinbringen können. Die Mandarinen, welche allemal bei den Flußläden der Schiffe gegenwärtig waren, standen ihnen bei diesem Vorhaben im Wege; und doch machten sie den Anschlag, einige in großen alten Fässern eingepackt ans Land zu bringen. Unglücklicher Weise zersprang eins derselben unter dem Tafel, und verriet ihre List. Noch in derselben Nacht wurden darauf

darauf ihre Schiffe verbrannt; die Niederlage, von der man noch die Spuren sieht, zerstört; auch der ganzen Nation aller Handel verboten. Und nur durch Bitten und Geschenke konnten sie einige Jahre nach diesem Vorfall aufs neue die Freiheit hier zu handeln wieder erhalten.

Wie nun, nach dem Beispiel der Portugiesen, auch die übrigen Europäischen Nationen einen Handel nach China errichten wollten: so sahen sich die Chinesen in die Nothwendigkeit versetzt, eine gewisse Ordnung einzuführen, wodurch sie die nach ihren Producten so gierigen Ausländer in Schranken halten wollten. Ohne diese Botschaft könnte eine Handvoll Europäer ihre Fahrzeuge zu Seconde richten, ihre Städte in Brand stecken, und sie in das grösste Elend versetzen, indem sie ihnen den Absatz der Waren abschneiden würde, die sie mit grossen Kosten nach Kanton bringen.

Alle Schiffe, welche nach China gehen, müssen vor Malacca Ankertwerken, und dort auf den Steuermann warten, der sie den Strom hinauf führen darf. Dieser bringt



ihnen ihren Siegelbrief<sup>2)</sup> mit, betet dann seinen Pussa (Gott) an, und fragt ihn um Rath; läßt endlich die Ankter lichten, und dann läuft man in den Fluß ein. Nachdem man sunfzehn Meilen fortgesegelt ist, schifft man in den Fluß Tigor ein, der diesen Namen daher erhalten hat, weil man glaubte, die Gestalt einer an seiner Mündung gelegenen Insel sahe dem Rachen jenes Thieres etwas ähnlich. Auf beiden Seiten ist eine Schanze, welche das Einlaufen verwehren kann. Hier kommt ein Zollbedienter mit zwei oder drei Soldaten, welche auf Kosten des Schiffes am Bord bleiben, bis man vor Wampu Ankter wirkt. Beide Ufer, an denen man hinsegelt, sind mit Reis besäet, und durch tausend Bäche bewässert. Einige zerstreute Wohnungen, die man an den verbeauten Bergen bald sieht, bald aus den Augen verliert, geben einen malerischen Anblick; aber man ärgert sich, daß man den zum Ackerbau hervorlich fruchtbaren Boden mit Grabmälern bedeckt sieht,

<sup>2)</sup> Ein Reispaß, darin gestattet wird, daß es diesen Wartern erlaubt sei, sich zu Gesprächen die Freiheit zu verschaffen, und darin Handlung zu treiben.

sieht, davon jedes einen sehr grossen Platz einnimmt. Sieben Meilen über der Mündung des Livers sieht man den Ldwens thurm. Hier müssen die grossen Schiffe still liegen, und auf die Flut warten, weil das Wasser gewöhnlich nur siebenzehn Fuß tief ist. Die Chinesen haben daselbst eine Batterie von einigen Kanonen, welche sich in sehr schlechtem Zustande befinden.

Sobald man bey Wampu gelandet hat, kommen zwei Zoll oder Wachtsschiffe, und hängen sich beide, jedes auf einer Seite, an das Schiff, so daß nichts herein oder heraus gebracht werden kann, ohne von ihnen durchsucht zu sein. Wenn man nach Kanton will, so muß man von dem Zollaufseher einen Reisepaß nehmen, und ihn auf vier andern Zollschiffen vorzeigen und unterschreiben lassen, wo man überall eben so genau wieder durchsucht wird, wie auf dem ersten. Nur in den Hafen der Kas pitane ist es möglich, Schleichhandel zu treiben; denn da diese das Recht haben, die Flagge aufzustecken, so werden sie von keinem andern Zollschiffe mehr angehalten, nachdem sie zu Kanton durchsucht worden

J 2 sind,



find, und sich mit dem Reisepasse versehen haben. Sobald dieses geschehen ist, lassen sie den obersten Zollaufseher in die Niederslage kommen, und unterhandeln mit ihm, was sie vor Contrabande einführen wollen. Alles dieses wird ganz öffentlich eingeschifft, und so kommt man unter dem Schutze der Flagge und der Macht bald ohne das mindeste Hinderniß an Bord.

Keine Ware kann eingeschifft oder ausgeladen werden, wenn das Schiff nicht vorher gemessen ist, welches allemal mit grossem Gepränge geschieht. Der Opeu, oder Oberaufseher einer Provinz, selbst mißt das Schiff, nachdem er sich des Tages vorher durch den Hiodor <sup>\*)</sup> und Komprador <sup>\*\*)</sup> hat ansagen lassen. Der Augenblick seiner Abreise wird Tags darauf durch

<sup>\*)</sup> Der Hiodor muß die Schiffsladungen herbeischaffen; er ist Bürge vor die Nation, mit der er die Unterhandlungen besorge müssen; und wenn irgend ein Zuspruch fehlt, so wendet sich die Guilt an ihn.

<sup>\*\*)</sup> Der Komprador ist derjenige, der alle Nachwendigkeiten, außer der Schiffsladung, besorge, und vor jede Station ist ein eigener bestellt. Er versieht die Mutterlade mit Lebensmitteln, und hat Unterleibdrücke, welche dem Schiffen das größte schaffen müssen.

durch die Tamtam's verkündigt, die sich auf allen Zollschiffen hören lassen. Er steigt mit vielem Ceremoniel eine mit auß gespannten Schirmen verschene Galere, und hat gewöhnlich drei oder vier Hanisten<sup>2)</sup> bei sich. Auch begleiten ihn verschiedne andete Galeoten, die mit seiner Musik besetzt sind, und alle seine Hausbedienten. Sobald man die Galere erblickt, schickt man ihm einen Officier in einem Boste entgegen, um ihn zu bewillkommen, und das Schiff selbst begrüßt ihn mit elf Kanonenenschüssen. Wenn er mit seinem Gefolge an Bord steigt, stellen sich seine Diener in zwei Reihen, und schreien: Hù! dieses Geschrei bedeutet, daß man sich in Ordnung stellen soll. Alsdann misst man das Schiff unter dem Verdecke, vom Besanmast bis zum Heckmast, und nimt dessen

卷之三

\*) Die Hanisten sind reiche Kaufleute von einer Compagnie, und an der Zoll stehen. Sie haben das ausschließende Privilegium des Handels in Kanton, und verkaufen den übrigen das Recht zu handeln, sowel im Grossen als im Kleinen. Sie haben Kanton in eben so viele Quartiere abgetheilt, als ihrer in der Compagnie sind; und jeder hat die Pflicht, sich von den Kaufleuten seines Quartiers die bestimmten Darien bezahlen zu lassen.



Breite am mittelsten längsten Querballen. Nach diesem Masse bestimt man die zu bezahlenden Läpen, welche sich gewöhnlich auf viertausend bis viertausend fünfhundert Piaster belaufen, wenn das Schiff groß ist. Um etwas weniger zu bezahlen, legt man den Gesamtmast vorwärts, und den Heckmast rückwärts.

Wenn das Messen zu Ende ist, so führt man den Open in das Rathszimmer, wo er eine prächtige Abendmalzeit vorfindet, welche seine Hausbedienten und Begleiter vollends aufzehren, wenn er vom Tische aufgestanden ist. Diesen Augenblick benutzt man um ihm das Geschmeide und die Seltenheiten zu zeigen, die man verkaufen will. Alles, was ihm davon zu gefallen scheinet, müssen die Hanisten laufen, es mag kosten was es will, und ihm damit ein Geschenk machen. Dergleichen Tage kommen ihnen manchmal auf funfzigtausend Piaster zu stehen. Wenn der Open das Schiff wieder verläßt, so schenkt er dem Kapitän zwei Ochsen, zwei Säcke voll Mehl, und vier grosse Glaschen voll Samfu. Bei seiner Rückkehr begrüßt man

man ihn abermals mit elf Kanonen: schüssen.

Die Schiffsladung wird auf grossen Fahrzeugen herbeigeschafft, welche Lastschiffe heißen, und zehn bis zwölf Lasten führen. Der Händler schreibt alle Waren auf eine Liste, die er dem Open überreicht, welcher sie unterschreibt und den Zollbeamten übergiebt, den er ernennt, um die eins zuschiffenden Waren zu siegeln. Dieser Zollbeamte kommt Tages darauf mit einem Schwarm von Schreibern in die Niederlage; und da der Kaufmann gewöhnlich die Taten von allem, was er verkauft, bezahlt: so zeichnet er auf jede Kiste oder jeden Bassin mit seinem Zeichen, was darin gepackt ist. Wenn nun der Kaufmann ein schon bekannter Mann ist, so untersucht man nur, ob die Kisten nicht eröffnet worden sind, um etwas anders darin zu packen, als jener angegeben hat, und man drückt auf jede ein Zeichen, Schappe genannt. Sodann werden sie eingeschifft. Hält es indessen dem Zollbedienten ein, so lässt er mehrere Kisten öffnen, um zu sehen, ob sie wirklich das enthalten, was

man angegeben hat; oft lässt er aber auch nicht eine einzige öffnen. Die Fächer der Ladung giebt man dem Eigenthümer des Schiffes, der sie dann vier Zollschiffen, bei denen man vorbei muß um nach Wampu zu kommen, vorzuzeigen und unterschreiben zu lassen gehalten ist. Doch hat man kein Beispiel, daß diese die Räthen öffnen, wenn sie gleich das Recht das zu haben; sondern sie begnügen sich mit der Untersuchung, ob die angegebene Zahl das von da sei, und ob das Zeichen auf jeder genau aufgedrückt ist. Wenn das Fahrzeug an das Schiff kommt, so sind allemal einige Zollbediente beim Ausladen gegenwärtig.

Kanton liegt am Flusse Tigr, dreyßig Meilen von der Seeküste, und drei Meilen von Wampu. Ihre Lage und ihr vorzügliches Hafen, den man vor einen der besten in China hält, machen sie zum Sammelpunkt aller Chinesischen Fahrzeuge, die nach Hainam, nach Japan, Formosa, Cochinchina, den Manillen, Malakka und Batavia gehen. Die Europäer ziehen aus allen Provinzen dieses großen Reichs Handels-

helsleute dahin, weil sie die einzigen sind, welche mit barem Gelde daselbst handeln; denn die übrigen Nationen sehen alles nur durch Tausch um. Daher verlassen diese Handelsleute auch den Platz wieder, sobald die Europäer abreisen; und diejenigen, welche nicht wieder in ihre Provinz zurückkehren, sehen sich in der Tatarkadt an, welche nur durch eine schlechte Mauer von Kanton getrennt ist.

Die Europäischen Niederlagen, welche Hams heissen, sind auf einem prächtigen Warenplatze erbauet, den die Europäer auf ihre Kosten eingerichtet haben. Sie sind sehr schön, und nur vor einer grossen Summe Geldes ward ihnen erlaubt, die Fassade nach ihrer Bauart auszuführen, mit der Bedingung, daß das Innere nach Chinesischer Weise sein sollte, wie es auch wirklich ist. Jede Nation hat ihre Flagge vor der Niederlage; aber nicht als ein Zeichen der Achtung, sondern bloss als einen Schild, um sich von den übrigen zu unterscheiden.

Es ist ein Freibum, wenn man glaubt, daß die Europäischen Schiffe vormals bis unter die Mauern von Kanton hinaussegeln



ten, und daß unsere Sitten und unser allzu freier Umgang mit dem chinesischen Frauenzimmer die Ursache sei, weshalb man uns nach Wampu zurückgewiesen habe. Die Bauart unserer Schiffe war von jeher ein Hinderniß, daß sie nicht weiter den Strom aufwärts fahren könnten; die Chinesischen Fahrzeuge, wenn sie nur etwas wenig zu groß sind, können nicht hin-aufkommen, ob sie gleich einen flachen Boden haben. Freilich ist es in mehreren Rück-sichten ein Glück vor die Chinesen, daß sich unsere Schiffe so weit von der Stadt vor Anker legen, weil die Reisekosten eine Mensch-keit in Wampu zurückhalten, die sonst als se Tage nach Kanton kommen würden. Die große Anzahl der Europäer würde die Einges-bohrten erschrecken. Unsere jungen feurigen Matrosen, die sich wenig um den Vortheil ihrer Schiffsherrn bekümmern, würden bei der geringsten Zänkerei die Anzahl ihrer Landesleute benutzen, um die Ehre der Nation zu behaupten; kurz, der Handel nach China würde schon längst ein Ende haben. Wenn man ihn nun aber wirklich aufgäbe, welch ein schlimmer Streich wäre.

he das vor die südlichen Provinzen dieses Reichs sein? Was würde aus allen den Manufacturen von Peking, Nanking und Kaza werden? Was aus den unermesslichen Chinesischen Landes, die mit Thee besetzt sind?

Man hat sich lange darüber gestritten, ob der Chinesische Handel den Europäischen Nationen, die ihr Geld dahin schleppen, vorteilhaft sei? Unstetig ist jeder Handel, bei dem man bar Geld gegen Waren umsetzt, dem State nachtheilig. Gingen die Europäer nicht nach China, so würden unsere Damen nichts destoweniger Flor und Spiken tragen; unsere Fabriken von Porzellän und Töpferearbeit würden mehr Lebhaftigkeit erhalten, und unsere gewürzhaften Pflanzen würden die Stelle des Thee einnehmen. Man hat Beispiele, daß Chinesen selbst unsere Salvera ihrem Thee vorgezogen haben.

Die Europäischen Nationen ziehen verschiedene Thee aus China, der unter dem Namen Thee Guj, grüner Thee und Gas othen bekannt ist. Alles dieser Thee ist im Grunde von einerley Gattung, und nur durch die Zubereitung verschieden. Indes-

sen



sen habe ich doch sechs unterschiedliche Arten von diesem Gewächse gefunden, davon aber bloß eine einzige im ganzen Reiche allgemein gepflanzt wird. Sie ist besser, als die übrigen, und hat besonders viel Wohlgeruch, wenn man die ältesten Blätter davon einsammelt, noch ehe der Baum Blüthen treibt. Ueber seine Eigenschaften ist man noch nicht ganz einig. Ueberhaupt aber ist aller Thee, der in den südlichen Provinzen wächst, besser als der übrige. Es erfordert viel Geschicklichkeit, ihn zu unterscheiden. Die Ladungen außer Land bestehen fast alle aus Thee Thug.

Außerdem holt man aus China: grebes Porcellan, rohe Seide, Nhababar, Kamptie, Horaz, Indische Röhre, welche von Malakka dahin geführt werden, Gummilack, Nanlings, Pekings, und andere seidene Stoffe. Ehemal brachte man auch Gold von daher, und gewann dabei fünf und zwanzig vom Hundert; heutiges Tages gewinnt man achtzehn bis zwanzig auf hundert von dem, was man aus Indien nach China einführt. Die verschiedenen Staatsveränderungen und die Kriege mit ih-

ihren Nachbarn haben die Chinesen dahin gebracht, daß sie dieses kostbare Metall sehr eifrig suchen, weil sie sich damit die Rüß fuhr ihres Vermögens in alle Weltgegenden erleichtern können.

## II. Ihre Schiffart.

In der vorigen Abtheilung ist anzugehoben, wie weit sich die Chinesische Seefahrt erstrecket. Einige behaupten, sie hätten lange Zeit vor Christi Geburt alle indische Seen befahren, den Compass gebraucht, und das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt. Le Comte will dies nicht entscheiden. Aber, schätzt er hinzu, so viel ist gewiß, daß sie von den ältesten Zeiten her starke Schiffe gehabt haben; und ob die Schiffahrt bey ihnen wohl zu keiner größern Vollkommenheit gelangt ist, als die andern Wissenschaften, so verstecken sie doch weit mehr davon, als die Griechen oder Römer verstanden haben, und segeln noch ist so sicher, als die Portugiesen.

Ihre Schiffe, die sie Chinen heißen, sowohl, als die Chine und Batzen, werden von den Portugiesen So-



ma oder Sommer's (auch Junken) genannt; die Ableitung des Namens ist unbekannt. Die größten führen nur von zweihundert und achtzig zu dreihundert Tonnen. Eigentlich sind es nichts weiter, als flache Barken mit zwey Masten, und nicht über achtzig oder neunzig Fuß lang. Das Vorderteil hat keinen Schnabel, sondern erhebt sich ungefähr, wie ein paar Flügel oder Hörner; die ein seltsames Ansehen geben. Das Hintertheil ist in der Mitte offen, das Ruder einzunehmen, und es vor dem Schlage der Wellen zu schützen. Dies Ruder ist etwa fünf oder sechs Fuß breit, und mit Lauen behangen.

Diese Schiffe haben weder Hintermast, Boegspriet, noch Mastlärbe. Alles besteht in dem grossen Mast und Vordermaste, auch noch manchmal in einem Obermaste, der nicht viel nutzt. Der Hauptmast steht nahe beim Heckmast, ungefähr da, wo unser Heckmast steht, und dieser sehr weit auf dem Vordertheile. Sie verhalten sich ordentlich wie zwey zu drey, und die Länge des grossen Mastes ist meist zwey Dritttheile von der Länge des Schiffes.

Ihre Segel sind aus Matten von Bam-  
busrohr gemacht, in Blätter, wie ein Tas-  
chenbuch geheilt, und mit Bambusstans-  
gen verbunden. Sie falten sich wie ein  
Fächer: an der Spitze befindet sich ein  
Stück Holz statt der Segelstange, und un-  
ten ein Brett, etwa einen Fuß breit und  
fünf bis sechs Zoll dick, welches das Segel  
steif hält, wenn sie es senken oder hissen  
wollen. Diese Schiffe segeln nicht gut;  
denn ob sie wohl wegen ihrer steifen Segel  
mehr Wind fassen, da selbige sich vom  
Winde nicht beugen: so verliehren sie doch  
diesen Vortheil durch ihren ungeschickten  
Bau.

Ihre Schiffe sind nicht, wie die Euro-  
päischen, gepickt und getheert, sondern  
mit einer besondern Art von Gummi aus-  
gestrichen, und dieses ist so gut, daß ein  
oder zwei Schöpfkästen unten im Schiffss-  
boden zureichend sind, ihn trocken zu hal-  
ten; denn sie wissen nichts von Pumpen.

Ihre Ankter sind nur von Holze, das sehr  
hart und schwer ist, und The mu oder Eis-  
senholz heißt. Sie behaupten, solche wä-  
ren viel besser, als die eisernen, weil sie  
sich



sich nie beugten; gleichwohl besetzen sie die Haken mit Eisen.

Die Chinesen haben weder Piloten noch Steuermann am Bord, und das Schiff ist völlig der Regierung dexter unterworfen, die es steuern; doch sind sie mittelmässig gute Schiffer, und sehr geübt an der Küste; aber in der offenen See taugen sie nicht viel. Sie legen das Vordertheil des Schiffes auf den Achombus, nach dem sie segeln wollen, und halten ihren Lauf fort, ohne auf die Ausweichung des Schiffes Achtung zu geben. Diese Nachlässigkeit führt unstreitig daher, weil sie keine lange Reisen thun; wenn sie aber Lust haben, segeln sie so ziemlich.

zu der. Das Schiff, in welchem le Comte  
und die andern Jesuiten von Siam nach China im Jahre 1687 segelten, führte fast hundert und zwanzig Tonnen, jede zu zweytausend Pfund gerechnet. Der Bau war leidlich, ausgenommen, daß das Vordertheil flach und ohne Schnabel war. Die Wände waren anders, als bey unsern Schiffen beschaffen, sowohl was ihre Stellung, als was die Zahl und Stärke betrifft.

Der

Der grosse Mast stand ungefähr da, wo unser Heckmast steht. Statt der grossen Tauen, die den Mast von vorn und hinten befestigen, hatte es schlechtes Tauwerk, das von der rechten Seite zur linken reichte, damit es allezeit außer dem Binde sonnte befestigt werden. Es hatte auch einen Boegspriet und Besanmast, der auf der linken Seite des Schiffes stand; sie waren aber sehr klein, und verdienten kaum den Namen. Dagegen war der grosse Mast im Vergleichung mit dem Schiffe sehr gross, und ihn noch mehr zu verstärken, mit zwey Seitenstüben versehen, die von dem Holzwerke, das gleich über dem Riele des Schiffes liegt, bis ans andere Verdeck reichten. Statt des Obermastes befanden sich zwey flache Stücke Holz, sieben bis acht Fuß lang, an dem Gipfel des Hauptmastes stark befestigt, und oben mit einander verbunden.

Es hatte zwey Segel, das Haupt, und das Vordersegel, beide von Matten. Das erste war fünf und vierzig Fuß hoch, und acht und zwanzig oder dreissig breit; das zweyte dem Mast, der es führte, gemäss.



Sie waren auf beyden Seiten mit verschiedenen Reihen Gamus versehen, die längst der Breite eines jeden Segels, fast einen Fuß weit von einander aussen, und noch etwas weiter an der Seite nach dem Mast zu lagen, an dem sie vermittelst verschiedener Ringe befestigt waren, die fast den vierten Theil von der Breite des Segels wegnahmen, von der Seite gerechnet, wo sich keine Brassen befanden. Die Maste theilten also die Segel in zwei sehr ungleiche Theile, und ließen mehr als drey Vierttheil von ihnen auf der Seite der Brassen, wodurch jedes Segel sich leicht um seinen Mast, wie um einer Angel herumbrehete, und ohne Schwierigkeit wenigstens sechs und zwanzig Abtheilungen des Compasses nach dem Hintertheile zu lief, wenn es nöthig war, umzuwenden. Manchmal ruhte es auf dem Mast, und manchmal nur auf dem Ruck allein.

Die Segelstange diente von eben statt der Beschlagleinen, und eine grosse runde Stange, so dick, als die Segelstangen, zu eben der Absicht unten. Sie diente gleichfalls, das Segel gestreckt zu erhalten, welches,

welches, damit es nicht risse, an zwey Orten mit Brettern unterstutzt ward, die an zwey Stricken hingen, welche in dieser Absicht vom Gipfel des Mastes herunter gelassen waren. Jedes Segel hatte nur eine Brasse, eine Boeleine und das, was die Portugiesen eine Spinne nennen; nemlich eine Renge kleiner Tauen, die lang von oben herunter an dem Ende eines Segels hängen, mit den Enden an der Brasse befestigt sind und daselbst einen starken Knoten machen. Diese Art von Segeln faltert sich zusammen, und breitet sich aus, wie ein Fächer. Das grosse Segel zu hissen, bedienen sie sich zweyer kleinen Winden, und dreyer Tauen, die durch so viel Rollen gehen, welche oben an dem Hauptmaste befestiget sind. Das Segel einzuziehen, machten sie die Tauen los, und falterten also dann die verschiedenen Theile, einen nach dem andern zusammen; sie zogen solche mit einem Haken herunter.

Da das Tauwerk schlecht eingerichtet ist, so nimt es viel Zeit weg, die Segel in Ordnung zu bringen; daher lassen die Chinesen sie bey Windstille hin und her fles-

gen. Das außerordentliche Gewicht dieser Segel nebst der Gewalt des Windes, der auf den Mast als auf einen Hebel wirkt, würde das Vordertheil unter Wasser drücken, wenn sie nicht solchem damit zuwettern kämen, daß sie die Schiffe hinten viel stärker, als vorn beladen. Daher geschah es, wie sie vor Anker lagen, daß das Hinterteil des Schiffes unter Wasser, und das Vordertheil sehr hoch darüber erhoben war. Die Größe ihrer Segel, und die Lage derselben gegen das Vordertheil hat den Russen, daß sie sehr geschwind fortkommen, wenn sie gerade vor dem Winde steuern, ja sie versichern, sie wollten unsere am besten segelnden Schiffe zurück lassen. Aber mit einem Seitenwinde können sie es nicht aushalten, und werden aus ihrem Laufe getrieben; die Gefahr nicht zu erwähnen, in der sie sind, bey einem jähren Uebersalle eines heftigen Windes über den Haufen geworfen zu werden. Bey schönem Wetter führen sie außer dem Voegsprietsegel und Lopsegel, noch ein Treibsegel, (welches auf die Seite des Segels, das keine Grassen hat, gesetzt ward) Anhängesegel, und ein

ein vierseitiges Segel auf dem Besannaste alle von Calico.

Die Räumer, welche das Ruder enthielt, bestand aus den beyden Seiten des Hintertheils, die auswärts eine grosse Öffnung liessen, und inwendig hinein sich einander näherten, als ob sie einen spitzigen Winkel machen wollten, der aber am Scheitelpunkte abgeschnitten war, damit sich das Ruder frey bewegen könnte. Dieses Ruder hing an zweyen Tauen, deren beyde Enden um eine Winde gingen, die am höchsten Orte des Hinterhalts stand, um solches zu erheben oder zu senken. Zwei andere Tauen, die unter dem Schiffe durchgingen, wurden alsdann auch bey dem Vordertheile wieder hinaufgeführt, und daselbst gleichfalls durch Hülfe einer Winde gespannt gehalten. Wenn man sie nachließ, so dienten sie statt der Angeln, mit denen unsere Steuereräder am Hintertheile befestigt sind. Die Kraft des Steuermanns zu verziehen, hätte das Ruder eine Stange, sieben oder acht Fuß lang, aber ohne Handgriff oder Rosse. Es wären auch an jeder Seite des Schiffes zwei kleine Täue besetzt,



stigt, und eines nur von jedem Paare ver-  
schiedene mal um das Ende der Ruderstange  
gewunden, damit der Steuermann sol-  
ches in seiner gehörigen Stellung halten  
konnte.

Ein Ruder, welches so beschaffen ist,  
wird von einem grossen Fahrzeuge kaum  
gefühlt; denn die Tauen strecken sich leicht  
aus, und ihr beständiges Zittern verursa-  
cht, daß es ebenfalls wankt; daher es  
ungewöhnlich schwer ist, das Schiff in dem  
Khombo zu erhalten. Sie haben angefan-  
gen, Tomas zu machen, welche die Por-  
tugiesen Westgas nennen, weil sie sechs  
Ruder nach Europäischer Art haben, ohne  
das übrige, was an ihnen verändert wä-  
re. Der König von Siam hat einige bau-  
en lassen, die von sieben bis acht hundert  
Tonnen führen, und die größten dieser  
Art sind.

Der Pilot bediente sich keines Seecom-  
passes, sondern richtete seinen Lauf nach  
einer sehr einfach gemachten Magnetnadel.  
Der Rand der Büchse war in vier und  
zwanzig Theile getheilt, welche die Winde  
bezeichneten, und auf Sand gestellt; nicht  
so

so wohl die Madel vor die Erschütterung des Schiffes zu versichern, als die Häuscherchen zu tragen, mit denen sie solche ohne Unterlaß bedauerten. Sie opferten ihr auch Speisen.

Wenn die Chinesen, wie man sagt, den Compasses Erfinder sind: so haben sie ihn doch schlecht zu gebrauchen geleert. Sie richteten das Vordertheil des Schiffes nach dem Rhombus, nach dem sie segeln wollten; vermittelst einer seidenen Schnur, welche die Fläche des Compasses in zwei gleich Theile von Norden nach Südentheilte. Dies verrichteten sie auf zweierley verschiedene Art. Zum Tempel, Nordost zu segeln, setzten sie diesen Rhombus dem Riecke des Schiffes parallel, und wandten also dann das Schiff herum, bis die Madel der Schnur parallel war, oder welches eben darauf hinausläuft: sie zogen die Schnur dem Riecke parallel, und machten, daß die Madel auf Nordwest zu liegen kam. Die Madel des grossen Compasses war nicht über drey Zoll lang; an einem Ende befand sich eine Art von Lisse und an anderem

ein Dreizack. Sie waren alle zu Mangasali in Japan gemacht.

Das Untere des Schiffbodens war durch starke Brettwände in fünf bis sechs Räume getheilt. Statt einer Pumpe hatten sie nur einen Schöpfkasten am Fusse des Hauptmastes, aus dem sie das Wasser mit Eimern schöpften. Ob dieser wohl sehr hoch gieng, und das Schiff schwer beladen war: so schöpste es doch wegen der Größe seiner Bretter, und der guten Kalsatertung nur wenig Wasser.

Zu diesem Kalsatern branchten sie eine Vermischung von Kalke, Oele oder vielmehr Harze, welches von dem Baum Long schu abtrüpfelt, und Ölcam von Bambu. Wenn dies alles trocken ist, so sollte man es für Kalt halten, welches das vornehmste Stück dachten ist. Diese Art von Kalsatern ist reinlicher, und von dem edelhaften Scheergeruche besetzt, der unsere Schiffe erfüllt. Es versichert auch ihre Schiffe vor Feuer, dem unsere wegen des Petrs und Scheeres nicht unterworfen sind. Die Unten waren von Holze, nur die Spigen an dem grossen Unter mit eisernen Platten

Platten bedeckt. Das Tauwerk war alles von Rattanrohre oder Kokosshalen, die bei den Portugiesen Cadro heißen, gemacht.

Das Schiffsvolk, nebst den Officieren, bestand aus sieben- und vierzig Personen. Der Pilote hatte nichts zu thun, als den Kompaß zu setzen, und den Lauf zu bestimmen. Der Steuermann ordnete die Arbeit am Schiffe an, und der Hauptmann besorgte die Nothwendigkeiten vor die Leute, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern. Gleichwohl geschah alles mit unglaublicher Fertigkeit. Diese Einigkeit führt daher, weil dem Schiffsvolke an Erhaltung des Schiffes selbst sehr viel gelegen ist, da jedes einen Theil an der Ladung hat. Die Offiziere und Botleute haben statt der Bezahlung die Erlaubniß, eine gewisse Menge von Waren an Bord des Schiffes zu schaffen, wo jeder seinen besondern Platz hat, in welcher Absicht der Raum zwischen dem Verdecken in verschiedene Gajuten getheilt ist. Kurz, die Chineser sind fleißig, aufmerksam und arbeitsam, und es fehlet ihnen nur ein wenig Erfahrung, so würden sie gute Seeleute werden.

Ob sie wohl auf der See von den Europäern weit übertroffen werden, so muß man ihnen doch auf Flüssen und Kanälen eine besondere Geschicklichkeit zugestehen, die wir nicht besitzen. Sie führen daselbst mit wenig Hortsleuten gewaltige Schiffe, so groß, als unsere Schiffe.

Die Geschicklichkeit, mit der die Chinesen auf reissenden Stromen zu segeln wissen, ist etwas wunderbares und unglaubliches. Sie verrichten eine Fahrt ohne Furcht, an die andere nicht denken würden. Außer den steilen Wassersällen, die in den Kanälen angetroffen werden, gehen sie auch blos durch die Stärke ihrer Aerme aus einem Kanale in den andern hinauf. Es giebt gewisse Flüsse, die mit grosser Gewalt über häufige Klippen, wohl sechzig oder achtzig Seemeilen laufen, und einen heftigen Strom machen; die Chinesen heißen sie Chan.

Diese kommen in verschiedenen Gegenden des Reichs vor. Der Verfasser sah ihrer viele auf seiner Reise von Manchang, der Hauptstadt von Kyangsi, nach Kanton. Auf einem verglichen wurden sie so heftig fort:

fortgetrieben, daß alle Kräfte der Schiffslute nicht widerstehen konnten. Ihre Barke wurde dem Strome überlassen, der sie eine lange Zeit als einen Kräusel zwischen den Wendungen, die des Wassers Lauf machten, herumsührte, und endlich an eine dem Wasser gleiche Klippe mit solcher Gewalt stieß, daß das Ruder, welches ein dicker Balken war, wie ein Stück Glas brach; und der ganze Schreper des Schiffes auf die Klippe geführt ward, wo er fest saßen blieb. Hätte es nicht mit dem Hintertheile, sondern mit der Seite auftreffen müssen, so wäre es unumgänglich verloren gewesen.

In der Landschaft Fo Shen ist man acht bis zehn Tage in beständiger Gefahr, um zu ziehen, man mag entweder von Kanton oder Hong Chio kommen. Es giebt das selbst beständige Wassersfälle, die allezeit durch unzählige Klippen unterbrochen sind, wo kaum Platz genug vor eine Barke bleibt, durchzukommen. Da sind nichts, als Durchhungen und Wendungen, die wider einander berggehenden Strome stoßen zusammen, und treiben das Boot wie einen Pfeil; der vom Bogen

Bogen abfliegt, fort. Allermal ist man innerhalb zwey Fuß von Klippen, so daß man um eine zu vermeiden, nothwendig auf die andere fallen muß, wenn es der Pilote nicht durch seine erstaunliche Geschicklichkeit verhindert. Niemand, als die Chinesen, ist vermögend, solche Reisen zu unternehmen. Gleichwohl geht mit aller ihrer Geschicklichkeit kein Tag vorbei, da nicht ein Schiffbruch geschah; und es ist in der That ein Wunder, daß nicht alle Barken scheitern. Manchmal ist das Schiff im Stürmen, und das Volk ersoffen, ehe man weiß, wo man ist. Manchmal sinken die Boote beim Hinabfahren der Wasserfälle, durch eine plötzliche Welle mit dem Bordtheile nieder, ohne daß es sich wieder erheben kann. Kurz, diese Reisen sind so gefährlich, daß le Comte sagt, er sei nie so vieler Gefahr ausgesetzt gewesen, da er zehn Jahre lang auf den ungestümsten Seen mehr als zwölftausend Seemeilen gesegelt, als er in zehn Tagen auf diesen Strömen ausgestanden.

Die Barken sind aus sehr dünnem leichten Holze gebauet, und deswegen nicht schwer

schwer zu regieren. Sie theilen sie durch starke Zwischenräume in fünf oder sechs Abtheilungen, damit, wenn sie auf eine Slippe stossen, nur eine Abtheilung mit Wasser angefüllt wird, da alsdann die andern frey bleiben, und dadurch Zeit geben, das Leck zu stopfen. Um die schnelle Bewegung zu hemmen, halten an denen Orten, wo das Wasser nicht tief ist, sechs Seeleute, drey auf jeder Seite, eine lange Stange gegen den Boden, die vermittelst eines kleinen Seiles nach und nach nachgiebt. Ein Ende ist an das Boot befestigt, und das andere um die Stange gewunden, welches nur gelinde nachgiebt, und vermittelst eines beständigen Ubwindens die Bewegung der Hölle hemmet, so daß, wosfern der Strom nur mit einerley Geschwindigkeit fliesst, derselbe mag so heftig seyn, als er will, die Fahrt darauf so gelinde geht, als auf dem besten Kanale.

Wenn sich der Strom windet und drehet: so nehmen sie ihre Zuflucht zu einem doppelten Steuerruder, das wie ein ordentliches Ruder gestaltet, und vierzig oder funfzig Fuß lang ist; eines befindet sich



sich vorw, daß andere hinten am Schiffe. Auf die Regierung dieser beiden grossen Ruder kommt alles an. Die abwechselnden und wohlangebrachten Stöße, die sie der Backe damit geben, sie fortzutreiben, oder in dem Strom zu wenden, verschiedene Klippen auf einmal zu vermeiden, oder einem Strom zu entgehen, und dem Wasserfalle zu folgen, ohne mit solchem plötzlich hinabzufahren, wenden es tausendfach herum. Es ist keine Schiffahrt, es sind lauter künstliche Drehungen, wie auf einer Reitschule mit einem Pferde. Kein Schulpferd arbeitet mehr unter der Hand des Bereiters; als ein solches vor unter den Chinesischen Schiffen; und wenn es scheitert, so geschieht es mehr aus Mangel der Stärke, als aus Mangel der Geschicklichkeit. Führt jedes von ihnen fünfzehn Mann statt acht: so würde alle Macht der Strome nicht vermagend seyn, es fortzuführen.

Es giebt eine so erstaunliche Menge ungewöhnlicher Barken auf allen Flüssen und Kanälen, besonders in den südlischen Provinzen, daß sie nicht zu zählen sind. Sie liegen

gen manchmal länger, als drey Vierttheil Meilen so dicht besammeln, daß es unmöglich wäre, noch eine hineinzudrängen.

Was das Auge am meisten ergözt, ist die Anzahl grosser und schöner Kaiserlichen Waren, die in Geschwader getheilt sind, deren jedes seinen Mandarin zum Beschliss habet hat, und die in der schönsten Ordnung forttrüden. Man erzählt insgemein, gedruckten Nachrichten gemäß, die Anzahl derer, welche zu Ueberbringung der Tributs und aller Arten von Lebensmitteln aus den Provinzen nach Hofe angewandt würden, belause sich auf zehntausend. Die Aufsicht auf die Waren, die hin und her geschafft werden, welche sie bey ihrer Durchfahrt jähren, haben gleichwohl oft versichert, daß sie nie über vier oder fünftausend anzutreffen sähen; aber auch diese Zahl ist schon erstaunlich, wenn man den einzigen Gebrauch und die Grösse dieser Waren, da manche achtzig Tonnen führen, betrachtet.

Die kaiserlichen Waren sind von dreyers Art. 1) die Kyangchiven oder Borzatshswaren. 2) Die Longi chiven oder Drachenfleiderwaren, 3) die Lso chiven oder Was-



Barken, welche die Mandarinen von und nach Hofe zu führen. Nichts kann artiger seyn als diese Fahrzeuge. Sie sind gesmalt, vergoldet, mit Drachen und japanischer Arbeit inwendig und auswendig gesiert. Die von der mittlern Grösse, welche am meisten gebraucht werden, sind über sechzehn Fuß breit, achtzig lang, und neunne tief, von dem Verdecke an. Ihr Bau ist vierseitig und flach, nur daß das Vordertheil etwas rund zu gemacht ist.

*Chow*. Die Chow oder Carrathesien und barken sind vom Vordertheile bis zum Hintertheile durchaus von gleicher Breite. Ihre Gebrauch ist, Lebensmittel aus den Provinzen nach Hofe zu führen. Magellan sagt, ihre Zahl wäre zehntausend. Sie haben ihr Bordergebäude und Quartierverdeck, nebst einer Kajüte oder einer Halle in der Mitte, wie der Mandarinen ihre; aber nicht ohllig so groß.

Die Longi Chow, oder Drachensleiderbarken, die ihren Namen von des Kaisers Wappen haben, führen Stoffe, Brocade, seidene Zeuge und dergleichen, aus den Provinzen nach Hofe. Jede Barke thut

die

die Fahrt jährlich nur einmal, und führet nur den vierten Theil ihrer vßlichen Last. Der Führer derselben wird, nach Beschaffenheit der Weite, aus dem kaiserlichen Schatz bezahlt. Wenn er z. B. aus Kyang si kommt, welches über dreyhundert Seemeilen von Peking liegt: so geben sie ihm hundert Kyang, oder Tael. Diese Summe scheint in der That zu gering, ihm seine Kosten zu vergüten; er gewinnet aber so viel und noch mehr durch die Freiheit, Reisende und Güter, die dadurch zollfrei werden, mitzunehmen. Nach Magellans Berichte sind dieser Barken dreyhundert und fünf und sechzig.

Die Lso chwen sind bestimmt, die <sup>te</sup> Com-  
Mandarinen nach den Orten, wo sie <sup>da</sup> zu <sup>da</sup>  
Heschlisshaberstellen besitzen, wie auch <sup>da</sup>  
Wornehme, die nach Hofe geholt, oder  
vom Hofe ausgeschickt werden, zu führen.  
Sie sind höher, aber schmäler, als die an-  
dern, und an Größe einem unserer Kriegss-  
schiffe vom dritten Range gleich. Sie ha-  
ben zwey Verdecke; auf den ersten geht ein  
vollkommenes Zimmer von einem Ende zum  
anderen, etwa sieben bis acht Fuß hoch,



wo der Mandarin schlafen, essen, studieren, Besuche annehmen, schreiben, lesen und vergleichen thun kann, weil er da alles so bequem und artig um sich hat, als in seinem eigenen Palaste. Man kann nicht angenehmer reisen, als in diesen Barken; daher man auch so gern zu Wasser reiset.

zu halb. Du Halbe beschreibt solches anders  
dt. wo umständlicher. Ausser dem, was  
der Führer vor sich und seine Familie hat,  
nennlich sein eigenes Cabinet, eine Küche,  
und zwey grosse Plätze, einen vorn, den  
andern hinten, sind hier noch eine Halle  
etwa sechs oder sieben Fuß hoch und eils  
breit, dabei ein Vorzimmer, und zwey  
oder drey andere Zimmer, auch ein Me-  
benvorplatz ohne Zierrathen, alles auf einem  
Verdecke. Diese machen des Mandarinen  
Zimmer aus. Alles ist mit dem schönsten  
rothen und weissen Firniß japanisch ausges-  
ziert, und die Seiten sowohl, als die De-  
cke, zeigen eine Menge Schnitzwerk, Ge-  
mälde und Vergoldungen. Die Tafeln und  
Stühle sind roth oder schwarz japanisch ge-  
malt. Die Halle hat auf jeder Seite Zens-  
ster, die auf Erfordern weggenommen wer-  
den

den können. Statt des Glases bedienen sie sich sehr dünner Bläsertschalen, oder feiner Stoffe, die mit einem glänzenden Wachs se getränkt, und mit Blumen, Bäumen und allerley Figuren geziert sind. Das Verdeck ist mit Gängen umgeben, darauf die Hofsleute vorn und hinten kommen können, ohne den Reisenden beschwerlich zu fallen.

Über diesem Zimmer befindet sich eine Art von Altane, der auf allen Seiten offen, und vor die Musik bestimmt ist. Diese Musik ist mit vier oder fünf Personen besetzt. Darunter ist der Schiffsboden, in verschiedene kleine Kammern, zu Bebewahrung des Geräths, getheilt. Die Segel sind wie bey ihren andern Schiffen. Sie sind sehr bequem, weil sie besser sind, als die andern, mit dem Winde zu segeln; und wenn die Brassen in Stücken gehen, so geschieht dem Schiffe dadurch kein Schade.

Diese grossen Barken fortzutreiben, bedienen sie sich einer langen dicken Stange, die an einem Ende, wie eine Krücke gemacht ist, um solche auf ihre Schulter zu legen,



legen, oder auch Ruder von verschiedenen Gestalt. Das gemeinste Werkzeug ist eine lange Stange, wie eine Schaufel, an einem Ende mit einem Loche in der Mitten, die an der Seite der Barken hervorragenden Hölzer einzunehmen. Andere durchschneiden das Wasser schief, indem sich ihr Ende in selbigem beständig hin und her beweget, wie ein Fischschwanz. Diese Art ist desto bequemer, da die Ruder in der Barken wenig oder keinen Platz einnehmen, sondern an die Seite auf Bretter gesetzt sind. Jhre Ruder brechen selten, und treiben die Barken beständig vorwärts, ob sie gleich nie aus dem Wasser kommen. Ist der Wind zuwieder, so werden die Barken mit Läusen hinausgeschleppt; wie auch, wenn sie wieder den Strom gehen müssen. Diese Seile sind an manchen Orten von Hans, anderswo von langen und feinen Rohrsplittern, die man zusammen gewunden hat, gemacht; diese sind außerordentlich stark, und verfaulen nie im Wasser.

Unter denen Barken, die den grossen Mandarinen nachfolgen, befindet sich allezeit wenigstens eine, die man die Hölzer

chwert oder Worrathsharfe nennt; an ihrem Bord ist die Küche und die Speisefässer mit den Krügen. Eine andere ist voller Soldaten zur Bedeckung. Der dritten kleineren und leichteren Bereichtung ist, vorzugehen, und alles fertig zu bestellen, damit man nicht warten dürfe.

Ausser den kaiserlichen giebt es uns meist jährig viele Barken, die sie lang schwelgen <sup>lan-</sup> heisen; sie sind fast so breit, als lang, in Vergleichung mit den vorigen, aber sehr leicht und klein. Diese gehörten Privatpersonen, und manche sind ganz bequem, welche an die Gelehrten oder Reichen vermietet werden. Es befindet sich in ihnen ein schönes Kabinet, ein Bett, ein Tisch und Stühle, wo man schlafen, essen, schreiben, studieren und Besuche annehmen kann, als wenn man zu Hause wäre. Das Vorderteil gehörte den Schiffleuten, und der Führer liegt mit seiner Frau und seinen Kindern im Hinterteile, wo auch vor den, der die Barts mietet, gekocht wird. Unsere sind viel grösser, und werden von Kaufleuten zum Handel gebraucht.

zu halten. Man sieht auch einige, die man  
Galeren nennen kann; sie sind bequem,  
die Flüsse hinauf zu sahren, auch längst  
der Seeküste und zwischen den Inseln zu  
schiffen. Diese Barken sind so lang, als  
Hauffahrtdenschiffe von dreihundert und  
funfzig Tonnen, aber nicht tief, und ges-  
hen nur zwei Fuß im Wasser. Ihre lang-  
gen Ruder gehen nicht quer durch die Sei-  
ten der Bark, wie die Europäischen, son-  
dern sind aussen, fast den Seiten parallel,  
angebracht, wo man sie leicht mit wenig  
Leuten bewegen, und das Schiff durch ih-  
ren Antrieb sehr geschwind fortbringen  
kann.

Bey den ordentlichen Barken besa-  
ßen sie eine Art von einem sehr lan-  
gen Ruder am Hintertheile, einer Seite  
der Bark näher, als der andern, und  
manchmal auch noch ein anderes aus Vor-  
theil, dessen sie sich bedienen, wie ein  
Fisch seines Schwanzes, es von sich stossen,  
und wieder an sich ziehen, ohne daß sie  
es über das Wasser erheben. Dieses hält  
die Bark in beständigem hin und her  
Schwanken, siebt auch den Vortheil, daß die

die Bewegung nie unterbrochen wird; welches geschieht, wenn man das Ruder nach Europäischer Art erhebt.

Endlich giebt es eine erstaunliche Menge von Barken, auf denen <sup>tan und</sup> ~~tan~~ <sup>zu Pal-</sup> ~~zu~~ <sup>er</sup> sien wohnen, und sich daselbst mit mehrerer Bequemlichkeit, als in Häusern auf dem Lande, aufzuhalten. In der kleinsten Art, die keine Kabrette haben, machen sie eine Gattung von Zelten oder Hütten aus dünnen Matten, ungefähr fünf Fuß ins Gevierte, um sich vor dem Regen und der Sonnenhitze zu beschirmen.

Die Kaufleute, welche mit Zimmerholze und Salze handeln, und die Reichen in China sind, bedienen sich, ihre Güter fortzuschaffen, keiner Barken, sondern Fässer. Magellan sah eins von Holze, das in dem Gebirge Se Chuen, an den Gränzen von China gebauen war. Das Holz wird an das Ufer des Flusses Kyang gebracht, wo sie es in Balken, Planken und Bretter sägen; alsdann in beide Enden der Stücke Löcher bohren, und sie mit zusammengewundenen Weidenästen verbinden, bis ein Fass fünf Fuß hoch, zehn breit, und von willföhre-



sicher Länge daraus wird. Es giebt welche, die eine halbe Seemeile lang sind. Die verschiedenen Stücke der Flöße, die so verbunden sind, bewegen sich leicht nach allen Seiten, wie die Glieder einer Kette. Vier oder fünf Mann lenken sie vorn mit Stangen und Rudern, da andere längst der Seite in gleichen Entfernungen stehen, und sie führen helfen. Sie bauen darauf in gewissen Weiten Hütten, die mit Brettern oder Matten bedeckt sind, in denen sie ihre Sachen verwahren, kochen und schlafen. In den verschiedenen Städten, wo sie hinkommen, verkaufen sie ihre Häuser mit dem Holze; und so schwimmen sie über sechshundert Seemeilen fort, wenn sie ihr Holz nach Peking führen.

### III. Bequemlichkeit, zu Lande zu reisen, und die Sachen fortzuschaffen.

Die Reise, die so sorgfältig, wie die Chinesischen in Acht genommen werden, müssen zum Reisen und Fortschaffen der Güter nothwendig sehr bequem seyn. Die grosse Hal der Obersee voller Tempel,

die

die man antrifft, ist ebenfalls eine Bequemlichkeit vor Reisende. Auch sind die Wirthshäuser zahlreich genug, aber so elend und schlecht eingerichtet, als möglich ist; die auf den Heerstrassen ausgenommen, welche artig und groß sind. Gleichwohl müssen Reisende ihre Betten mit sich führen, oder auf einer schlechten Matte schlafen. Die Chinesen, besonders die ärmern, brauchen nie Deckbetten, sondern begnügen sich, sich manchmal ganz nackend in eine mit Leinwand gesättigte Bettdecke einzuhüllen; so dass also ihre Betten leicht mit fortzuschaffen sind. Die Speisen sind wie die Herbergen; denn man hat von Glücke zu sagen, wenn man nur entweder Fische oder Fleisch ant trifft. Gleichwohl giebt es doch an verschiedenen Orten wilde Vogel, besonders Fasane, ziemlich wohlfeil: denn man kann bisweilen das Stück vor einen Pfennig haben. Diese Wirthshäuser bestehen ordentlich aus vier Erdwänden ohne Tünde. Man sieht alle Balken in der Decke, und es ist ein Glück, wenn man nicht an vielen Orten durchsieht; die Zimme r sind selten gediebt, und voller Lächer.



In einigen Provinzen sind diese Wirthshäuser nur von Erde und Kohle gebauet; in den Städten aber von Ziegeln, und sehr bequem angelegt. In den nordlichen Theilen trifft man die Kans an, welches grosse von Ziegeln erbaute Alcoven sind, die die ganze Breite vom Zimmer einnehmen; mit einem Ofen darunter und einer Matte von Kohle oben darauf, worauf man sein Bett liegen kann.

Längst den Wegen stehen Wachen, in kleinen Entfernuungen von einander; desswegen die Reisenden selten in Gefahr wegen Straffenträuber sind, welche sich nur manchmal in den mit Peking benachbarten Provinzen zeigen: aber fast niemals morden sie, wenn sie rauben, und ziehen sehr listig ab, wenn sie ihre Geschäfte verrichtet haben. Das Gedränge der Reisenden auf den Heerstrassen sichert sie zulänglich vor Beraubung. Einer von den Missionarien bemerkte, ein solcher Gesell sei ihm verschiedene Tage nachgesollt, ohne die ganze Zeit über Gelegenheit zu Aussöhnung seines Vorhabens zu finden; weil er nicht sobald eine Gesellschaft

schaft von Reisenden aus dem Gesichte verschoren, da sich gleich eine andere gezeigt.

Kurz, nach der Missionarien Berichte, ist die grösste und fast einzige Beschwerlichkeit auf den Reisen der Staub, besonders im Winter, und in den nordlichen Theilen von China; denn zu dieser Zeit regnet es fast nie. Da der Boden so locker ist: so erregt ein starker Wind Staubwolken, die den Himmel verdunkeln, und die Reisenden fast ersticken. Eben dieses erfolget aus der Bewegung so vieler Leute und Wagen. Sie müssen daher sich oft die Köpfe mit einem Schleier, oder die Augen mit Gläsern bedecken, die in Leder oder Seide eingesetzt sind, und hinter dem Kopfe befestigt werden. Die südlichen Provinzen sind zwar hiervon frei, aber dagegen Ueberschwemmungen unterworfen; weswegen sie sehr viele Brücken erbauet haben.

Gewöhnlich reist man in China zu Pferde. Die Pferde sehen zwar nicht besonders aus, sind aber sehr gut. Das schlimmste ist, daß man in dem Posthause kein anderes Pferd bekommen kann, wenn dasjenige, welches man hat, müde ist. Denn als



Die Postpferde gehören dem Kaiser, und werden nur von seinen Postreitern und Hofsbedienten gebraucht.

Sind die Wege zum Meiten zu schlimm, so bedient man sich der Tragsessel, welche die Chinesen Ouau khan, das ist, Mandarinensessel, nennen. Sie sind von den Lohnsanften in Paris wenig unterschieden, nur grösser, höher und leichter. Denn sie sind aus Bambusröhren gemacht, die queer über einander nach der Gestalt der Sänfte gelegt, und mit Ratan sehr stark verbunden sind. Diese Sänfte ist von oben bis unten aus mit einem Stücke gefärbter Leinwand, Seiden- oder Wollenzunge, nach Beschaffenheit der Jahreszeit bedeckt, wos über sie bei Regenwetter einen in Del geträufelten Tassend decken. Sind nur zwei Sänfenträger: so gehen die Enden der Stangen sowohl vorne als hinten durch zwei Schlingen eines starken biegsamen Seiles, das in der Mitte an einem dicken Stocke hängt, und dieser liegt auf den Schultern der Sänfenträger. Es sind ihrer gewöhnlich acht, die einander ablösen.

Benn

Wenn man wegen der Hitze bey Nacht reiset: so miehet man, besonders in gesäugigen Gegenden, wo sich Thiere aufhalten, Bachen, die man in gewissen Entfernungen findet, mit Hackeln, die zugleich leuchten, und die Bestien verjagen. Sie sind aus Fichtenästen am Feuer getrocknet, gemacht, und so zugerichtet, daß sie vom Winde und Regen nur stärker brennen. Jede Hackel von sechs bis sieben Fuß lang brennet ungefähr eine Stunde. Gleichwohl reiset fast niemand so, als die vom Hofe abgeschickt werden, die vornehmen Mansarden und andere grosse Herren, denen viele Begleitung folgt, so daß sie so leicht nichts von Thieren und Räubern zu fürchten haben.

Eine grosse Bequemlichkeit vor die Reisenden in China ist, daß sie ihre Güter so leicht und sicher durch Träger fortschaffen können, die man in einer jeden Stadt häufig antrifft. Diese haben ihr Oberhaupt, an das man sich wendet; und wenn man sich wegen des Preises verglichen hat, der voraus bezahlt werden muß, so erhält man so viele Billette, als Träger verlangt werden,



ben, vermittelst deren man sie gleich bekom-  
men kann. Der Vorgesetzte steht vor das,  
was man ihnen zu tragen giebt. Haben  
sie ihre Last an den bestimmten Platz ge-  
bracht: so giebt man einem jeden ein Bil-  
let, welches er seinem Vorgesetzten zurück  
bringt, und von selbigen seine Bezahlung  
erhält.

In den Städten, die auf sehr volkreich-  
chen Straßen liegen, wie z. B. eine über  
den Berg Mehltein geht, sind viele Dörfer,  
wo die Träger ihre Namen, mit zulängli-  
cher Caution, ausschreiben lassen, daß man  
also drey: bis vierhundert auf den Noth-  
fall haben kan. Wenn man sich bey dem  
Vorgesetzten gemeldet hat: so macht er  
augenblicklich ein Verzeichniß von allem,  
was man zu tragen hat, es seyn Kästen  
oder andere Sachen, und läßt sich nach  
dem Gewichte bezahlen. Der Preis ist et-  
wa drei gute Groschen vor hundert Pfund  
einen Tag zu tragen. Nachgehends hat  
man keine weitere Besorgung: denn der  
Vorgesetzte giebt jedem Träger seine Ladung,  
mit einem Verzeichniß, was sic enthält;  
und wenn man in die Stadt kommt,

wo man hin will, so wird alles, was sie bekommen haben, in das Trägerhaus geliefert, das mit dem vorigen in Verbindung steht.

Die Last wird mit Seilen in die Mitte einer Bambustange gehängt, deren Enden auf zweyer Leute Schultern ruhen. Ist sie aber zu groß, so nehmen sie vier Leute mit zwey Stangen. Sie werden alle Tage umgewechselt, und müssen den Meisenden gleich gehen. Wenn ein Mann ein Wünsdel trägt: so erleichtert er sich die Last das durch, daß er es in zwey gleiche Theiletheilt, und solche mit Seilen oder Haken an die Enden einer glatten Bambustange besetstigt, alsdann sie wagerecht auf seine Schultern legt, so daß die Stange, indem er geht, sich wechselseitig beugt und erhebt. Wenn eine Schulter ermüdet ist; so weist er die Stange geschickt auf dem Rücken herum auf die andere Schulter zu wenden; und so tragen sie einige hundert und sechzig französische Pfunde zehn Seemeilen weit in einem Tage.

In einigen Provinzen schiffen sie die  
Gallen und Waren mit Maulthieren fort,  
noch



noch bsterer aber mit Karren, die kein einsziges sehr grosses Rad in der Mitte haben. An jedem Ende der Achse, die auf beyden Seiten herausgeht, sezen sie einen Kasten, und thun in beyde gleich grosse Lasten. Ein einziger Mann schiebt ihn vor sich hin; ist aber die Last zu schwer: so wird noch ein Mann oder ein Esel vorgespannt, sie zu ziehen, und manchmal beyde zusammen. Sie haben Achsen wie die umsteigen mit einem vorwärts gesetzten Rade, wie Schubkarren, bedienen sich aber solcher selten auf der Reise.

Der gemeine Lohn vor Maulthiere auf fünf und zwanzig Tage ist fünftehalb £hang über Tael, zum höchsten fünfe <sup>7</sup>, nach der Jahreszeit und dem Preise der Lebensmittel. Zurückgehende Maulthiere kann man viel wohlseiter haben. Sie sind viel kleiner, als die Europäischen, aber sehr stark; ihre ordentliche Ladung ist von hundert und achtzig zu zweihundert Chinesischen Pfunden, jedes vier Unzen schwerer, als das Französische.

Die

<sup>7)</sup> ungefähr 6 Mtr. 14 Cm. bis 7 Mtr. 9 Cm. in Weite.

Die Zollbedienten sind in China nicht so scharf, als anderswo. Es wird von ihnen kein Reisender selbst visitirt, und selten öffnen sie die Ballen oder Kisten. Ja, wenn jemand mittelmässig gut aussieht: so nehmen sie nichts von ihm. „Wir sehen sehr wohl,“ heisst es, daß der Herr kein Kaufmann ist.“ In einigen Zollhäusern bezahlt man nach dem Stücke, aber man glaubt selbst des Kaufmanns Verzeichniß. Andere fordern so und so viel von einer Ladung, welches leicht zur Richtigkeit gebracht wird. Selbst des Kaisers Rang ho, oder Befehl wegen einer Reise, bestrehet niemanden vom Zolle: aber der Mandarin läßt ihn aus Hochachtung gehen, ohne daß er etwas von ihm fordert; aber zu Peking sind sie meis tens strenger.

Die Ballen, welche vornehmen Hofbedienten gehören, werden nie geöffnet, wenn ein Hong tsau (dies ist ein breiter Streifen Papier, auf welchem steht, wenn es eins gepackt worden, wie der Besitzer heisst, und was er vor einen Rang hat), darauf gesklebt ist.

Vormals wurden die Zollhäuser jährlich verschlossen, und die Mandarinen, die ihnen vorstunden, (welches kein geringer Rang war), verändert; aber seit 30 bis 40 Jahren ist die Besorgung des Zollhauses beim Unterknige einer jeden Provinz aufgetragen worden, der jemanden zur Einnehmung der Zölle bestimmt. Gleichwohl hat der Seehandel sie genöthigt, uns längst vor die Zollhäuser zu Quang Tong und Jo Sjen besondere Mandarinen zu versetzen.

Ein anderer Reisebeschreiber merkt folgendes an. Der Zollhäuser, in welchen sich alle, welche in Chinesischen Booten zwischen den Schiffen und der Stadt (Kanton) hin und her reisen, nothwendig angeben müssen, sind drey. Sie werden von den Europäern gemeiniglich Ziaphäuser genannt.

Diese Ziaphäuser sind auf Pfähle und einen steinernen Grund an den Strom und zum Theile noch über denselben gebauet, auch mit einer Brücke versehen, damit die Boote sowohl bei Ebbe als Fluth hinaus kommen können. Damit auch keiner sich mit

der Unwissenheit entschuldigen könne, so sind ihre Verordnungen an der Wand ans geschlagen, außerdem aber steht neben dem Hause eine mit grossen Chinesischen Buchstaben bezeichnete Flagge. Die Schaluppen der Europäer gehen mit ihren Flaggen sehr vorbei und bis an die Factoren, wo selbst sie von den Zollbedienten empfangen werden.

Wenn man von einem Schiffe nach Kanton reiset, und seinen von dem Mandarin erhaltenen Ciap oder Zettel aufweist; so sehet jedes der beyden ersten Zollhäuser einen länglichrunden rothen Stempel dar; auf, im letzten Zollhause aber wird der Zettel abgegeben. Wenn man von Kanton abgeht, so empfängt man vom Zollmeister einen Ciap, und ein Komprador geht bis zum nächsten Zolle mit, woselbst visitirt und der Ciap gestempelt wird. Bei den übrigen Zollhäusern wird nachher eben wie bei der Hinreise verfahren.

Noch ein anderer Reisebeschreiber erinnert an, wie sie die Hote zu schäzen <sup>Carett</sup> pflegen, welches er zu Fu Chow zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Es waren etwa

bierzig Söte zu durchsuchen, die, eins nach dem andern, unter die Gallerie führten, und von dem Zollbote besichtigt wurden. Die Bedienten in diesem meldeten denen, welche sich oben befanden, des Schiffes Namen, und der Mandarin schätzte es nach seiner Größe, vermittelst des Augenmaßes, ohne weitere Untersuchung.

#### IV. Münzen, Gold, Gewichte und Masse.

*Le Comte.* Nur Silber und Kupfer wird in China als Geld zum Handel gebraucht.

*Dr.* Gold ist daselbst eben das, was Edelsteine in Europa; man kauft es, wie andere Waren; und die Europäer, die hier handeln, gewinnen viel an dem Handel mit Golde, weil nach des le Comte Berichte, ein Pfund Gold nur zehnmal höher, als ein Pfund Silber, geschätzt wird, da es bey uns funfzehnmal mehr gilt; so daß der Kaufmann gewöhnlich ein Drittheil gewinnet.

*Le Comte.* Ihr Silber ist nicht durchgängig von gleicher Reinheit. Wie aber die Trans-

zonen

zogen den höchsten Grad der Feinheit bei dem Golde auf vier und zwanzig Karat sezen: so theilen sie ihre Maß der Feinheit in hundert Theile ein, welches der Grad des feinsten Silbers ist. Man trifft aber Silber von neunzig zu hundert Theilen, auch zu achtzig Theilen an, welches aber vor das schlechteste gehalten, und nicht angenommen wird, wenn man nicht dem Gewichte so viel zusehet, daß es auf den Werth steigt, der im Handel gewöhnlich ist. Die Chinesen nehmen französisches Geld als Silber von der fünf und neunzigsten Art, die es aber wohl verstehen, schätzen es auß höchste nur vor welches von der drey und neunzigsten Art: so daß in hundert Unzen Silber sieben Unzen Zusatz sind; oder welches eben so viel ist, hundert Unzen nur drey und neunzig Unzen sein Silber werth sind.

Die Chinesen sind sehr geschickt, die Feinheit des Silbers gleich aus dem Ansehen zu beurtheilen, und irren sich fast nie darin. Sie erfahren seine Güte auf dreyerley Art, nemlich durch die Farbe, durch verschiedene kleine Löcher, die vom Schmelzriegel



darin entstehen, und durch viele kleine Zir-  
sel, die die Lust auf der Fläche des nach  
dem Schmelzen verföhrenden Metals ma-  
chen. Ist die Farbe weis, sind die Zir-  
sels klein und tief, die Zirkel häufig, dicht  
beyzusammen, und sehr fein, besonders ges-  
gen das Stückes Mitte: so ist das Silber  
fein; hat aber desto mehr Zusatz, jemehr  
von diesen Merkmaalen abgeht.

zu dat. Ihr Silber wird nicht geprägt,  
wie in Europa, sondern in Eingüsse  
gegossen, und in so grosse und kleine Stü-  
cken, als erforderlich werden, zertheilet, des-  
sen Werth auf das Gewicht ankommt.  
(Magellan sagt, sie wären im Form eines  
Votes, von verschiedener Größe und Ge-  
wichte, von einer halben Krone oder Unze  
bis zu hundert Kronen). Diese Eingüsse  
sind das feinste Silber, und werden nur  
bei Auszahlung grosser Summen gebraucht.  
Die Schwierigkeit, kleine Summen damit  
auszuzahlen, besteht darin: sie müssen zu-  
weilen das Stück ins Feuer legen, und  
mit einem Hammer dünn schlagen, damit  
sie desto leichter kleine Stückchen abschnei-  
den können; daher bringen sie allezeit  
über

über dem Auszahlen länger zu, als über den Handel. Sie gestehen, es würde besquenter seyn, wenn sie Münze von bestimmten Werte und Gewichte hätten: alsdann aber würden die Provinzen voller Kipper und Wipper seyn, die man nicht zu fürchten hat, so lange das Silber zerschnitten wird. Weil bey sobstern Zerschneiden der Berslust kleiner Stückchen schwerlich kann vermieden werden: so sind arme Leute sehr beschäftigt, den Unrat, der aus den Läden auf die Straßen geworfen wird, zu waschen und zu schlemmen, und das wenige, das sie finden, reicht zu, sie zu unterholten.

Ihr Silber zu wägen, haben sie <sup>te und</sup> veredtlich in einem schönen japanisch <sup>en das</sup> gemalten Behältnisse eine kleine Wäge,<sup>de.</sup> die der Schnellwage nicht unähnlich ist. Sie besteht aus einer kleinen Schale, einem Wagebalzen von Elsenbeine oder Ebenholze, und einem Gewichte das sich daran hinauf und hinunterschieben lässt. Der Balken ist auf dreyen Seiten in kleine Theile <sup>de</sup> getheilt, und hängt an seidenen Schnüren, an einem Ende in drey verschiedenen



Punkten, damit sie desto leichter wägen können. Diese Art von einer Wage ist uns gemein richtig. Man kann jede Münze von sunfzehn oder zwanzig Tael, bis zu einem Sou herunter, und noch weniger darauf so genau wiegen, daß ein Tausendtheilchen einer Krone die Schale merklich bewegt.

Kupfermünze ist die einzige Gattung, auf welcher Charactere stehen, und wird bei kleineren Auszahlungen gebraucht. Es sind kleine runde Stückchen, mit einem Löche in der Mitte; und sie geben sie entweder einzeln aus, oder schüren sie hundert und tausendweise zusammen. Das Metall ist weder rein noch gehämmert. Zehn solche Stücken machen einen Sou, oder vier Pfenninge; zehn Sou den gehunten Theil einer Chinesischen Unze Silber. Chang, bei den Portugiesen Tael genannt, gleicht am Werthe ungefähr hundert Sous französischen Geldes, oder 1 Mhl. 11 Ggl. in Golde. Diese kleinen Stückchen, die zu allen Zeiten die Chinesische Scheidemünze vertreten haben, sind von Liebhabern gesammelt worden.

Da Halde giebt einen Auszug aus einem Buche, daß die Münzen bestrißt, und unter der Regierung der Song (die sich im Jahre 960 anfing) geschrieben, ihm aber, (wie zu vermuten ist, übersetzt) vom Dentrecolles, einem Missionarius seiner Gesellschaft, gesandt worden ist. Folgende besondere Umstände sind daraus anzemerkt.

Geld heißt Tshen. So sagen sie Tong tshen, Kupfermünze; In tshen, Silbermünze. So nennt man zu Kanton die Piaster und französische Kronen. Die kleine Kupfermünze von gutem Schrote und Korne hat vier Zehnttheile Blei. Daher verliert das Kupfer Farbe und Klang, und selbst die dicken Münzen können mit den Fingern zerbrochen werden.

Unter der Regierung des Yu, der die erste Dynastie gestiftet hat, und zuvor ist erwähnt worden, waren goldene und silberne Münzen sowohl, als kupferne, im Gebrauche. Es erlaubten auch einige Kaiser anderer Familien die fremden Münzen, die aus diesem Metalle gemacht waren. Über dieses machte man Geld aus Zinn,

Gley, Eisen, ja aus gebrannter Erde, auf welche Figuren und Zeige geprägt wurden. Gewisse kleine Muscheln, die in China Quech, und in Bengalien Kori heisen, haben auch vor klein Geld gedient, und verschiedene solche Stücke ein Stück Kupfermünze gegolten; dieses wähnte aber nicht lange.

Die Gestalt der Münze ist unter verschiedenen Regierungen verschieden gewesen. Seit der vorigen Dynastie sind die Kupfersstücke allezeit rund, mit einem vieredigen Loch in der Mitte, gemacht worden, daß einen etwas erhabenen Rand hatte, um sie besser anzuschneien. Zu den Zeiten der Familie Han, war die Münze eben so durchlbchert. Im Anfange der ersten Dynastie ward, außer der runden Münze, auch welche in Gestalt eines Messers gesbraucht, die daher Tan hieß. Eine andere glich einem Schildkrötenrücken, und hieß deswegen Quech; und andere von einer seltsamen Figur wurden Pu genannt. Die runde Münze hatte ordentlich einen oder anderthalb Zoll im Durchmesser, und manche waren noch einmal so breit. Die Pu und

und Zau waren fünf Zoll lang, und scheinen den japanischen Cupans ähnlich gewesen zu seyn, wurden aber, wegen ihres sehr unbequemen Gebrauchs, abgesetzt.

Unter dem Song hatten sie so kleine Stückchen, daß sie solche Gänseaugen hiessen, die wegen ihrer Dünne auf dem Wasser schwammen, und in Gefahr waren, während des Gebrauchs zu zerbrechen. Man brauchte ihrer zehntausend, so viel Reis zu kaufen, davon ein Mann zehn Tage leben konnte. Weil man aber diese Münze im Handel nicht nehmen wollte, kam sie bald ab.

Unter der ersten Dynastie der Tang waren die Ufer des gelben Flusses eingefallen. Man fand bey dieser Gelegenheit dreitausend dreihundert Stückchen Münze mit drei Füssen, aber unerkenntlichem Gepräge. Vermuthlich waren sie unter den Kaisern der drei ersten Familien gangbar gewesen, die nicht weit von diesem grossen Flusse Hof gehalten haben.

Die Münze der Chinesen führt nicht, wie die unsreige, des Käuflein Bildniß. Sie halten es dem Kaiser vor unanständig, daß sein Bild durch die Hände der Kaufleute



leute und des schlechtesten Volks beständig gehn sollte. Ordentlich bestehen die Schriften auf ihren Münzen aus den prächtigen Titeln, welche die regierenden Herren deren verschiedenen Jahren ihrer Regierung geben; als: das Ewigglänzende; das vollkommen Friedliche, das Großmuthige.

Auf anderer Münze sieht man den Namen der herrschenden Familie, des Tribus nals, das der Münze vorgesetzt ist, oder der Stadt, wo sie ist geschlagen worden. Einige zeigen den ihnen vom Kaiser gesetzten Werth, als Yuen syong, d. i. ein halber Tael. Einer andern Art Aufschrift ist: Quey yu ching, d. i. das Geld geht herum, und kommt endlich wieder zum Kaiser. Die Aufschriften der alten Münzen, der Yu und Tau versteht izt niemand mehr.

Drey Arten alter Münzen bestehen aus einer Vermischung von Silber und Zinn, und sind überall mit Figuren eingegraben. Die erste Art ist rund, und wiegt acht Tael, zeigt einen Drachen mitten in den Wolken. Die zweyte Art ist viereckig, wiegt sechs Tael, und hat ein springendes Pferd. Die dritte, vier Tael am

am Gewichte, ist länglich und wie das Schild einer Schildkröte gestaltet. In jeder Abtheilung von ihr befindet sich das Wort: Wang oder König. Man schreibt solche dem Stifter des Geschlechtes Thang zu.

Es ist kaum möglich, den Werth der alten Münzen anzugeben. Denn ob das Gewicht gleich darauf angezeigt ist: so gelten doch manche vielmehr als ihr innerer Werth beträgt. Wenn sie selten geworden sind, z. B. wenn die Leute dieselben bei unsruhigen Zeiten vergraben haben, oder wenn Feinde ins Land gefallen sind, und ganze Schiffsladungen weggeführt haben: so hat der Kaiser den Werth der kleinsten Kupfermünzen zehnmal höher, als er zuvor war, setzen müssen, und das hat bisweilen Unruhen erregt, weil die Kaufleute den Preis der Waren nach eben dem Masse steigerten. Das Kupfer war einst so selten, daß der Kaiser fast vierzehnhundert Tempel des Gozerischen, und alle kupferne Bilder einschmelzen ließ, Geld daraus zu schlagen. Zu anderer Zeit hat man den Leuten den Gebrauch der kupfernen Gefäße verboten, und

und befohlen, solche in die Münze zu bringen.

Im Anfange der Regierung des Heng  
ku, von dem die Familie Ming herkommt,  
war das Geld so selten geworden, daß sie  
die Mandarinen und Soldaten zum Theil  
in Silber, zum Theil mit Papiere bezah-  
ten. Ein Blatt mit dem kaiserlichen Sie-  
gel bezeichnet galt tausend kleine Kupfer-  
stückchen, oder ein Tael Silber. Über die  
Streitigkeiten, Processe, und andere üble  
Hilgen, die täglich daraus entstanden,  
mächtigten den Kaiser, sie abzuschaffen. Das  
Volk, und auch einige Vornehme suchen  
diese Zettel ißt sehr auf, um sie an den  
Haupthaken ihres Hauses aufzuhängen;  
denn sie sind so einfältig und glauben, dies-  
ses schütze sie vor allem Unglücke. Diese  
Art Papiermünze war zuvor mit eben so  
schlechtem Erfolge unter der Dynastie der  
Yuen eingeführt worden. Sie war aus  
der Münze des Ku Ku, und nicht von  
Maulbeerbäumen, wie Marcus Polus bes-  
hauptet, gemacht.

Es sind noch verschiedene alte Münzen  
übrig, von denen einige zu auswärtigen  
Ländern

Landern gehören, und daher von ihnen keine Nachricht zu erhalten ist. Das Gold ward allezeit in des Kaisers Namen geprägt; sein Prinz maßte sich dieses Recht an, auch zu der Zeit nicht, da sie so mächtig waren, den königlichen Titel zu führen. Normalis münzte man an zwey und zwanzig Orten; aber ißt geschicht solches nur bey Hōse, wo die Münze in einer Form gegossen wird.

Wenn man Silber ausmünzte, so würden sich allem Ansehen nach viel Münzversäfischer finden, da die kleinen Kupfermünzen so oft nachgemacht worden. Die Gesetze bestrafen solches am Leben: doch haben einige Kaiser nur besohlen, die Hand abzuschlagen, andere dem Verbrecher aus dem Lande zu sagen. Die Betrüger mengen diese Münze unter die gute, ja sie schneiden Stücke Pappe in diese Gestalt, und schnüren sie unter die übrigen.

Der verstorbene Kaiser Kang hi, hatte eine Sammlung von allen Arten von Münzen, nach den Dynastien geordnet; unter denselben befindet sich eine grosse Menge, die zu den drey ersten Dynastien Hya, Chong



Chong und Chew gehörten, welche (vorausgesetzt, daß sie echt sind) einen Beweis in der Chinesischen Geschichte abgeben. Weil die Münzen der letztern Zeiten sowohl, als des entferntesten Alterthums, mangeln, so haben sie solche mit artig gemachter Papiermünze ersetzt, welche so versiertigt ist, wie die Nachrichten davon in allen Büchern lauten, und die Nachahmung ist so gut gerathen, daß es aussieht, als wären es wirkliche Münzen.

Um nun den Wertish der alten und neuen Münzen besser zu verstehen, muß man wissen, daß die Chinesen ihr Pfund in sechs zehn Liang oder Unzen, das Liang in zehn Tshen, das Tshen in zehn Hwen, und das Hwen in zehn Zi Silber eintheilen.

Die Chinesische Wage zeigt keine kleinere Theile an, und doch erstreckt sich eben diese Abtheilung nach zehn, bey Gold oder Silber von einem ansehnlichen Gewichte, fast auf unmeßliche Theilchen. Deswegen ist es fast unmöglich, davon in einer andern Sprache die Begriffe gehörig auszudrücken. Sie theilen das Li in zehn Wha, das Wha in in zehn Ge, das Ge in zehn Tu; das Tu in

in zehn Chin, das Chin, welches ein Staubkorn bedeutet, in zehn Ya, das Ya in zehn Rhau, das Rhau in zehn Mo, das Mo in zehn Tshun, und das Tshun in zehn Sun.

Masse wurden schon zu des dritten ch'ab Kaisers Whang hi Zeiten erfunden.<sup>11</sup> Man nahm ein Hirsekorn zum Grunde der Quastmessung einer Linie, rechnete zehn Linien auf einen Zoll, zehn Zoll auf einem Fuß u. s. w. Da aber diese Löcher länglich rund sind; so sind unter den verschiedenen Dynastien verschiedene Masse aus ihnen entstanden, nachdem man sie verschiedentlich an einander gelegt hat.

Unter der ivigen Dynastie giebt es drei Art von Massen. 1) Der Fuß des Pallas-  
tes, den Kanghi bestimt hat, welcher sich zum Pariser Füsse, wie sieben und neunzig und ein halbes zu hundert verhält; dieser Fuß wird izt im mathematischen Tribunale gebraucht. 2) Der Fuß des Tribunals der öffentlichen Gebäude, Kong pu genannt, dessen sich die Bauleute bedienen; er ist eine Linie kürzer, als der Pariser Fuß. 3) Der Schneiderfuß, dessen sich auch die



Krämer bedienen, ist sieben Linien grösser, als der König zu.

Das erste Maß gebrauchten die Missionare ordentlich beim Ausmessen des Reichs und es ist von dem andern Chinesischen Fuß se und selbst von dem, der vormals im mathematischen Tribunale gebräuchlich war unterschieden. (Le Comte setzt den Unterschied zwischen diesem und dem Pariser Fuß wie neun und neunzig zu hundert). Beim mittelst dieses Fusses sond der Jesuit Thos mas die Grösse eines Grades zweihundert Lis oder Chinesische Incharre, deren jedes aus hundert und achtzig Chinesischen Fas den, einen zu zehn Fuß gerechnet, besteht. Da nun der zwanzigste Theil eines Grades nach der Beobachtung der Pariser Akademie zweitausend achtunddreihundert drei und funfzig Toisen, jede zu sechs Fuß des Thatelet gerechnet, enthält: so trägt dieses gleich tausend achtunddreihundert Chinesische Muthen, oder zehn Lis aus, daß also ein Grad von zwanzig französischen grossen oder Seemeilen, zweihundert Lis hält.

Folgendes aus einem schon oft geschilderten neuern Schriftsteller hiebet noch

noch anzuführen, halte ich nicht vor überflüssig. Das Gewicht entscheidet in China alles, was empfangen und ausgegeben wird. Indessen hat das Spanische Geld seinen gewissen Preis, und ein Piaster gilt 7 Mös und 4 Randerin; auf St. Helena wird er vor 5 Schillinge gerechnet. Der Chinese setzt seinen Stempel auf die Piasters, um sich desio leichter vor den falschen, welche bisweilen von Zinn oder Kupfer nachgemacht und versilbert werden, zu hüten. In Erwähnung der Scheidesmünze trage der Chinese, nebst dem Gesichte, auch eine Schere bey sich, mit welcher er das Silbergeld zerschneidet und beim Kauf der Waren die abgewogenen Silberstückchen entweder giebt, oder auch hergleichen bekommt. Diese Schere, welche sehr dick ist, nennen sie Kiappchin. Wenn der Chinese das Silber zerschneiden will, so fasst er es zwischen die Scherensklätter, und schlägt damit so lange gegen einen Stein, bis die Stücke abs fallen.

Kas, welches die Chinesen Lai nennen, ist die einzige gangbare Münze, welche in China geschlagen wird, und sowol an Gebs-



se als Wert den Schwedischen Daleren Silbermünze fast gleichkommt. Diese Münze ist von Messing, rund, hat in der Mitte ein vierlängig Loch und einen glatten Rand, ist aber an den Seiten mit Chinesischen Buchstaben gezeichnet.

Datchin heist ihr größeres Gewicht, mit welchem sie nach Petrus und Rattien wiegen. Lay : lang ein kleineres, womit sie kleine Sachen mitgen. Ein Petrus oder Dbaam, wie es die Chinesen nennen, hält 100 Rattie oder 139 Pf. 21 1/2 Loth 472½ Wichtungsgewicht, wird aber durchgängig vor 142½ schwedische Räss unerfunde gerechnet.

Ein Rattie oder Chinesisch Kann, welches 1 Pf. 32 1/2 Loth 3 1/2 Pf. ist, hält 16 Zdl. Ein Zdl, welches die Chineser Loo nennen, hält 10 Mas, ohngefähr 1 Röhl. 11 Egl. in Größe.

Ein Mes, auf Chinesisch Heen, hält 10 Rundarim. Ein Rundarin oder Gann der Chinesen hält 10 Kas.

Ein Kas oder Kesch ist die kleinste Münze, welche hier zu Lande überall gebräuchlich

lich ist, und, wie schon bemerkt ist, unges-  
gefähr  $\frac{1}{2}$  Der Silbermünze beträgt; wies-  
wohl Du halbe verschiedener kleineru ges-  
denkt, welche vielleicht an gewissen andern  
Orten, oder bey gewissen Vorfällen, vor-  
kommen mögen.

### Biertes Kapitel.

#### Klasse der Handwerker und Künstler.

**M**an könnte von dieser Art Leute man-  
sche viel sagen. China hat ei-  
nen Ueberfluss an allerley Arbeitern, was  
man sich nur vor welche vorstellen kann,  
und in erstaunlicher Menge. Die artigen  
Sachen, welche sie versetzen und in  
Kramläden seil haben, setzen alle Europäer  
in Erstaunen. Würden vier grosse Galeo-  
nen nach Nanking, Su chow fu, Hang chow  
fu, oder dergleichen Stadt gesandt: so lös-  
ten sie mit tausenderley artigen Arbeiten  
beladen werden. Der Hausrath zu einem  
ganzen Palaste kann in erwähnten Städ-



ten fertig gefaust werden, und um billigen Preis.

Die Chinesen sind grosse Künstler, ob sie wohl die Künste noch nicht zu der Vollkommenheit gebracht haben, wie die Europäer. Vermuthlich röhret solches von denen Gesessen her, welche dem Aufwande der Privatpersonen Grenzen schen; denn die Arbeitsteile sind außerordentlich fleissig, und wenn sie nicht so erfundungssreich sind, als die Europäer: so verstehen sie alle Vorschriften derselben sehr leicht, und machen die Vorbilder so zierlich nach, welches aus den Spiegeln, Uhren, Pistolen, Bomben und andern Arbeiten erhellet, die an verschiedenen Orten des Reichs gemacht werden. Aber seit undentlichen Jahren haben sie Schießpulver, Druckerey und den Gebrauch des Compasses gehabt, welche Künste in Europa neu sind, und wir vielleicht ihnen zu danken haben.

Sie malen Blumen, Vögel und Bäume sehr zierlich, aber die Schattierung fehlet ihnen, und Menschen gestalten machen sie sehr schlecht, verwundern sich auch über unsere Malereyen sehr, wenn solche

che auch gleich ganz gemein sind. Doch sind einige, die zu Manila und Mokangelernt haben, grosse Künstler geworden. Die Druckarbeit, welche die Chinesen von den Indianern gelernt, und zu Manila gemacht haben, hat die Europäer zum Erstaunen gebracht. In Kanton machen sie ganz gute Brillen, Ferngläser und Brenzgläser, den unsrigen so ähnlich, daß es schwer fällt, sie zu unterscheiden. Sie schleifen solche auf steingeslossenen Kieselv, weil sie keinen flaren Sand haben.

Ihre mechanischen Werkzeuge sind den unsrigen ähnlich; ausgenommen etwa hier und da eins. Die Schneider binden statt des Zingerhuts einen Lappen um den Daumen; meistens nehen sie stehend, und lehnen sich nur an eine Tafel, auf der ihre Arbeit liegt.

In jeder Stadt gibt es Handwerker von allen Arten. Leute von einem <sup>oder</sup> Gewerbe, setzt ein anderer Schriftsteller hinzu, wohnen mehrentheils in einer Gasse bey einander. Die Factorengasse ist mit Kaufläden, Tischlern, Lackierern und Porzellanarbeitern versehen. Die Porzellans-



ist wegen ihrer schönen Porcellaingewölbe  
bekannt. In den übrigen Strassen ist eine  
Renge von Drogisten oder Apothekern,  
Blumenmachern, Härbern, Parasolmas-  
chern, Buchbindern, Schustern, Spiegels-  
machern, Schnieden, Schneidern, Sam-  
suhrenmern, Steinbauern, und einige Gold-  
schmiede anzutreffen.

Einige arbeiten in ihren Läden,  
andere gehen auf die Strassen aus,  
sich zu vermieten. Der größte Theil aber  
wird in Privatsfamilien gebraucht. Wenn man  
z. B. sich Kleider lassen will: so kommt der  
Schneider früh Morgens ins Haus, und  
geht Abends wieder nach seiner Wohnung.  
So machen es alle andere Handwerker,  
die alle ihr Werkzeug mitbringen; selbst der  
Schmidt hat seinen Ambros und seine Schmiede  
bey sich, um Sachen von gemeinem  
Gebranche zu versetzen.

Die Barbiere tragen auf ihren Schultern  
einen Stuhl, ihr Becken, ihre Gefäße und  
Zeuert mit Barbiertüchern herum. Durch  
eine kleine Klocke zeigen sie ihre Gegenwart  
an; und wenn man sie verlangt, so ver-  
richten sie auf der Stelle, es mag auf der  
Straße,

Strasse, mitten auf einem Platze, an einer Hausthüre u. s. w. sehn, sehr geschickt, was man von ihnen fordert. Sie barbieren, bringen die Augenbrauen in Ordnung, reißen die Ohren mit dazu dienlichen Werkzeugen, strecken die Arme aus, und reiben die Schultern; das alles vor sechs Pfennige, wovor sie noch sehr danken, und alsdann die Klocke von neuem nach andern Kunden erschallen lassen.

An Barbierern, sagt ein anderer Schriftsteller, ist kein Mangel. Ihre <sup>geraden</sup> Messer sind klein und etwas gebogen. Sie sind in ihrer Kunst sehr fertig. (Die Haare und Wärete werden zum Dünger auf die Fleischer gesammelt und angewandt).

Das Ramassiten, sagt eben dieser Schriftsteller, ist bei den Chinesen zur Bewegung des Bluts, anstatt des Überlassens, allgemein im Gebrauche. Die Ramassiter reisen und schlagen mit ihren gebauten Fäusten den ganzen Körper, und arbeiten an den Armen und andern Gliedern so fleißig, daß man das Knacken davon ziemlich weit hören kann. Dieses Handwerk wird von Jünglingen getrieben, welche eine Kette



mit verschiedenen Instrumenten auf der Achsel tragen; unter diesen Instrumenten ist auch eine Zange, mit welcher sie ein Geräusch machen, das dem Klange einer Maulstremmel gleicht, und durch welches sie ihre Gegenwart zu erkennen geben. Sie beschneiden und reinigen die Nägel mittelst eines Eisens, das einem schmalen Hobeleisen gleicht, und beschneiden die Haare in der Nase und an den Augenbrauen; alles vor eine so geringe Erkenntlichkeit, daß auch die allerärmsten sich ihrer Hülfe bedienen können.

*Thras.* Die Schuster gehen eben so herum.  
*Ernst.* Sie bessern Schuhe aus, und beseitigen sie um drey Pence so, daß selbige solchen, die nicht allzuviel gehen, wohl ein oder zwey Jahre halten. Aber der Verfasser weiß nicht, auf was vor Amt, oder womit sie das Leben so gut zurichten.

*Concl.* Dagegen berichtet ein Anderer folgendes: die Schuster haben Europäische Schuh und Pantoffeln versertigen gelernt, und verkaufen 4 Paar vor ein Stück von Achten oder vor einem Species-Thaler. Sie sind aber auch nicht viel mehr wert, weil

weil sie mit Baumwollzwirne genähet sind, daher die Mäthe ausspringen und die Sohlen und Absätze los gehen, sobald sie naß werden. Sie sind ganz und gar von Schweinsleder gemacht und oft an beiden Seiten rauh; das Haar wird mit einem glühenden Eisen abgebrant.

Die Schneider bieten ihre Dienste an, sobald nur die Europäer hier ankommen, da fast ein jeder Unterleider von seidenen Satin, Pa de Soz oder Taft gebraucht, wozu gemeinlich die schwarze Farbe gewässt wird. Ihre Scheren sind klein, im übrigen aber den unsern vblig gleich. Ihre Nadeln haben runde Löcher, 100 derselben kosten 1 Mes. Stecknadeln werden hier nicht gemacht. Statt des Bügeleisens bedienen sie sich einer kleinen Castrol von Messing oder Kupfer ohne Füsse, in welche sie glühende Holzohlen legen, und die Mäthe, oder was sonst gebügelt werden muß, damit reiben. Ihre seidenen Knöpfe und Knopfleher sind stark und gut gemacht. Die Elle, deren sie sich bedienen, ist oft länger, als sie seyn sollte, und die Kramelle ist oft zu kurz.

Die

Die Hutmacher flechten alle ihre Hüte sowohl vor Manns als Frauenspersonen von Bamby. Aberet Hüte bedienen sich die Chinesen niemals. Sie machen die Hüte anfänglich wie eine runde Matte, und klopfen dieselben nachher zu der erforderlichen Größe aus. Die Hüte vor das Grauenzimmet werden höher, als vor die Manns personen gemacht.

Die Steinhauer bewohnen eine ganze Nebenstrasse und vielleicht mehrere Gegen den. Sie bauen Grab und Mühlsteine, die ersten von rothem und die letzteren von grauem Sandstein.

Die Müller wohnen in grosser Anzahl an einem abgelegenen Orte der Stadt, und versetzen die Hühner auf einer Holzmühle herunter, nachher stampft man die Abener in einem steinernen Mörser mit einem Rüppel fein; dieser ist mittelst eines eisernen Nagels an einem hölzernen Hebel befestigt, dessen einen Arm jemand niedert treibt, und sodann den Rüppel durch seine eigene Schwere auf den Reis in den steinernen

Mörsel fallen läßt, womit fortgesahen wird, bis die Gräte fertig ist. Ein Uhu machen ist hier Mangel. Die Chinesen kaufen von den Engländern fies wohl grössere, als kleinere Uhren. Man findet auch in ihren Kaufmannsläden englische Uhren feil, und zwar öfters vor billige Preise, meistentheils aber von der schledytesten Art.

Die Spiegelmacher machen kleine elende Spiegel. Man erzahlte dem Verfasser, daß in Kanton eine Glashütte seyn sollte, welche er jedoch nie Gelegenheit gehabt hat zu sehen. Es hieß, daß die Einführer des Glases von Europa verboten sey. Indessen bringen die Europäer doch öfters Glas mit auf welches sie ihre Rosen und andere Blumen mahlen lassen, in welcher Art Mahlerey die Chinesen ziemlich glücklich sind.

Die Bildhauerkunst, sagt Sonnerat, ist ihnen beinahe ganz unbekannt. Sie haben keine Statuen, weder aus Marmor noch Stein. Alles, was man von dieser Art sieht, sind einige grosse Figuren, welche in den Pagoden stehen, aus Holz oder gemaltem Kartonpapier, in riesengroße und ohne

ohne alle Proportion. Die ganze Figur ist mit zwei Stücken Holz zusammengesetzt, welche von Kopf bis zu den Füssen reichen, und sie auf dem Gesimse im Gleichgewicht erhalten. Man kennt ihre Grazenfiguren, die ist in ganz Europa verbreitet sind. Sie legen sich zwar auf Porträtschnizerei; aber es ist bloßer Zufall, wenn sie etwas Ähnlichkeit herausbringen. Der Künstler bildet erst einen Kopf nach seiner Vorstellung, und indessen bearbeitet ein Lehrling den Körper. Darauf sucht jener die Züge des Kopfes dem Originale gleich zu modelliren; und wenn endlich dieser vollendet ist, so setzt man ihn mit einem Stücke Holz, das durch beide durchgeht, auf den Leib, worauf ein anderer verschiedene Lagen von seinem Papier darüber legt, und es an einen dritten giebt, der es mit Roth und Weiß bemalt.

Peruquen, Handschuhe, Stroh und  
Cand. Caffee, können die Chinesen entbehren, daher man auch hier keine solche Dörter antrifft, in welchen verglichen bereiset wird. Den Tabak spinnen sie nicht, sondern sie rauchen die Blätter so wie sie von Natur sind.

Zens.

Sonnenschirme werden hier von schwarzem Wachspapier und Bambusholze in Menge gemacht, und das Stück vor sechs gute Groschen und darüber verkauft.

Unter allen Manufacturen, welche zu haben die Chinesen versetzen, sind die vornehmsten, überfeinste Sachen, seldene Waaren, und Porcellan. Sie überfeinischen Tische, Stühle, Kabinette, Bettstellen, und fast alle Arten hölzernes Hausrath, wie auch Kupfer, Zinn u. s. w. Dieses giebt ihnen einen schönen Glanz, und ein prächtiges Ansehen, besonders, wenn sie mit goldenen oder silbernen Figuren gemalt werden. Doch sind die Porzellane, welche man zu Kanton versetzt, weder so schön, noch so brauchbar, als die, welche aus Japan, Tongking und Manking, der Hauptstadt von Kiang ngn kommen, weil sie zu eifertig, und nur, damit sie den Europäern ins Auge fallen sollen, gemacht werden. Ein Stück gut zu überfeinissen, erfordert wenigstens einen ganzen Sommer. Die Chinesen haben aber selten dies gleichen fertig; denn ordentlich erwarten sie erstlich die Ankunft der Schiffe, ehe sie ans-



aufzangen, um es nach der Europäer Schrift zu machen.

Der Tinten ist keine Composition, auch kein so grosses Geheimniß, als einige sich eingebildet haben. Du Halde sagt, daß man den Tinten von einem Harze mache, welches von einem Baume, der in Szechuan und Kiangsi wächst, genommen wird; der theuerste Tinten soll aus der Gegend Kantschou kommen, welches eine der südlichsten Städte in Kiangsi ist. Man fängt das Sammeln des Tintenses an, wenn der Baum 7 Jahr alt ist. Das Sammeln selbst geschieht in den Sommernächten, zu welchem Ende man in die Bäume Einschnitte macht, davon der unterste 7 Zoll über der Erde; und die andern in einer Entfernung von 7 Zoll von einander längst den ganzen Stamm hinauf gemachte sind. Unter die Einschnitte setzt man Blüterschalen, aus welchen man des Morgens den Tinten nimmt.

Er wird auf folgende Art aufgetragen: T) unmittelbar aufs Holz. Nachdem sie solches wohl poliert haben, überstreichen sie es zwey oder dreymal mit einer Art von Oele,

Oele, Tönig gew., und tragen den Firniß, wenn es trocken ist, eben so oft darüber. Es ist so durchsichtig, daß man die Jahre vom Holze durchschimmen sieht; daher sie den Firniß sehr oft auftragen, wenn man die Materialien nicht erkennen soll, und alsdann wird es so glänzend als ein Spiegel. Wenn alles trocken ist, so mahlen sie Blumen, Menschen, Vogel, Bäume, Berge, Paläste u. s. w. mit Gold und Silber darauf, und legen darüber noch einmal, aber nur schwach, Firniß, sowohl daß es sich besser hält, als damit es einen Glanz bekommt. 2) Wird er auf eine Art von Mastix oder Pappe aufgetragen, die aus Papier, Glas, Kalk und einigen andern Dingen zusammen gesetzt ist. Wenn solches wohl geschlagen, und auf das Holz geleimt wird: so macht es einen sehr festen und glatten Grund. Darüber tragen sie das vorerwähnte Oel zwey bis dreymal, und alsdann verschiedene Lagen von Firniße darüber, so daß allemal eine nach der andern trocknet. Jeder Arbeiter hat hier in seine besonderen Handgriffe.



Den. Der aufgestrichene Firniß, merkt  
ein anderer Schriftsteller an, muß  
unter Dach, und durchaus nicht an den  
feuchten Lust trocknen. Ebenfalls sagt er,  
daß der schwarzbraune dicke Firniß, (Kilang)  
welchen man mit einem breiten, steifen Pinsel  
auf Kisten, Schränke und andere derselben  
gleichen Sachen streicht, den Augen nachtheilig  
seyn.

Wenn man heiße Feuchtigkeiten  
auf diese japanische Arbeit gießt, so  
wird der Firniß oft verdorben und gelb.  
Man soll ihn (nach dem Rathe eines chinesischen  
Schriftstellers) einer ganzen Nacht  
dem Froste aussetzen: so wird er seine glänzende  
Weise wieder bekommen. Noch besser  
ist es, wenn man ihn einige Zeit in  
die Sonne leget.

Die besten Schriftsteller kommen darin  
überein, daß die Seide und die Seidenwürmer aus China ursprünglich her sind.  
Von daher haben sie die Indianer, von  
diesen die Perser, von den letztern die  
Griechen und Römer erhalten; bei welchen  
die Seide, wie sie um das Jahr 500  
erstlich eingeführt wurde, ihr Gewicht am  
Golde

Solde zum Werthe hatte. Die ältesten Chinesischen Schriftsteller versichern alle, vor der Whang ti Regierung, da das Land nur kurz vorher wohnbar gemacht war, hätten sich die Leute im Thierhäute gefleischt, und wie bey ihrer Vermehrung solches nicht zugereicht hätte, wäre die Seide von einer Gemahlin des Kaisers erfunden worden. Es ist gleichwohl schwer, sehr alte Nachrichten von Seidenwürtmern anzutreffen.

Verschiedene Kaiserinnen in den folgenden Zeiten haben sich mit ihrer Erziehung und mit Zubereitung der Seide beschäftigt. Es ward einer von den Gärten am Palaste zu Maulbeerbäumen bestimmt. Die Kaiserin ging in Begleitung der Königinnen und der vornehmsten Hofdamen seyzlich dahin, und sammelte die Blätter von drey Arten, welche ihre Kammerdienerinnen niedebeugten. Die feinsten Stücke, die von ihr selbst oder auf ihren Befehl verfertigt wurden, waren zu der Ceremonie des grossen Opfers, das man den Schang ti brachte, bestimmt. So scheint es, daß die Kaiserinnen zu den

Seidenmanufacturen aufgemuntert haben, wie die Kaiser zum Ueberbaue. Aber seit einiger Zeit her haben sich die ersten nicht viel mehr um die Seide bekümmert.

*u. Tom:* Die Güte der Seide wird aus ihrer und zu ihrer Weisse, Feinheit und Gelindigkeit bestehen. Es ist ein übelo Zeis-chen, wenn sie rauh anzufühlen ist. Oft wird sie mit Reiswasser, welches mit Ratt vermischte ist, - zugerichtet, um ihr einen Glanz zu geben; aber das verbrennt sie so, daß sie alsdann in Europa das Haspeln nicht aushält, obwohl nichts sich besser Haspeln oder winden läßt, als gute Seide, die ein Chinesischer Arbeitermann über eine Stunde zusammenwinden wird, ohne einen Haken zu zerreißen. Die Seidenwinden sind von den Europäischen sehr unterschieden und viel bequemer. Zwey oder drey schlechte Haspeln von Bambu, und ein gezähntes Rad, sind genug. Man kann nicht ohne Verwunderung ansehen, mit welchen einfachen Werkzeugen sie die feinsten Stoffe arbeiten.

Die Seide von The Kyang ist unvergleichlich, feiner und besser, als in andern Provinzen.

vinzen. Man macht aus dieser Seide die schönsten Stoffe in der Provinz Khang-nan, wo sich die größte Zahl guter Arbeiter befindet. Der Kaiser wird daher mit Seide zu seinem eigenen Gebrauche, und zu Geschenken für seine Grossen versorgt. Die Seide zu Kanton kommt von Long-king, und ist nicht so gut. Gleichwohl sagt le Comte, sie würde von Fremden höher geschätzt und habe den besten Abgang. Der grosse Handel an diesem Orte zieht eine Menge der besten Arbeiter dahin, welche baselbst so gute seidene Zeuge machen würden, als in Europa, wosfern sie solche los zu werden wüssten; aber sie halten sich meist zu den schlechtesten Arten, weil die Chinesen das Rüppliche dem Angenommen vorziehen.

Zu ihrem goldenen Gewebe ziehen sie das Gold nicht in Drath, um es mit dem Haben zusammen zu weben, sondern sie schneiden ein langes Stück vergoldetes Papier in schmale Streifen, welche sie sehr künstlich um die Seide rollen. Diese Stoffe sehen, so lange sie neu sind, sehr schön aus; aber da die Lust sie bald verbt,



decht, so sind sie zu Kleidern unbrauchbar. Nur die Mandarinen und ihre Frauen tragen solche, und nur selten.

Die Seidenzeuge, welche von den Chinesen am meisten gebraucht werden, sind glatte und geblümte Gaze im Sommer, Damast von allerley Arten und Farben, streifige Satine, schwarze Mansing Satine, grobe Taffende oder kleine Mote, die sehr brauchbar sind. Nebstdies noch verschiedene andere Arten, manche wie geblümte Halbseide von Has und Seide durch einander gewebt, manche mit offenen Blumen, wie Gaze, andere streifig mit Figuren von sehr gutem Geschmacke, oder mit Rosen u. d. g. eingefäkt, Crepe, Brocade, Plisch, und verschiedene Arten von Sammte. Die Carmesinfarbe ist am kostbarsten, aber oft nachgemacht. Einige Tropfen mit Kalk vermengten Limonienastes hier und da dar auf gesprengt, entdecken den Betrug.

Kurz, die Chinesen machen unzählig viel seidene Zeuge, vor welche die Europäer keine Namen haben. Zweyterley Arten tragen sie am meisten. 1) Eine Art Satin, Namens Twan tse, die stärker, und nicht so

so glänzend ist, als der Europäischen. Manche sind glatt, andere mit Blumen, Bäumen, Vogeln, Schmetterlingen u. s. w. geziert. 2) Einen besondern Taffend, Chew tse oder Susa, genannt, den sie zu Kleidern und Hutter brauchen. Er ist dicht, und doch so biegsam, daß er keine Risse bekommt, ob man ihn gleich mit der Hand zusammen drückt und faltet. Er läßt sich auch ohne starken Verlust seines Glanzes, wie seinen Zeug, waschen. Den Glanz aber geben sie ihm mit einer Fettigkeit des Kusimeerschweins oder Porpus, bey den Chinesen Yang chew, oder das Schwein des Flusses Yang tse yang, wo es gefunden wird, genannt. Sie reinigen solches Fett durch Kochen und Waschen; alsdann breiten sie es mit einem zarten Pinsel über den Taffend von einem Ende bis zum andern, immer nach einem Striche, auf der Seite, der sie einen Glanz geben wollen. Die Arbeiter brennen solches in ihren Lampen statt des Oels, und der Gesuch vertreibt die Fliegen, die sonst die Seide verderben würden.

in China. Sie bemerkt, sie bedienten  
sich noch einer andern Art Stoff im  
Sommer, den sie Ehe hissen. Er wäre  
nicht so dicht, noch so glänzend, als franz-  
ösischer Taffend, aber er enthielte mehr  
Seide. Obwohl verschiedene Leute ihn  
glatt und eben haben wollen: so tragen  
sie doch die meisten mit grossen Blas-  
men bestreut, die durchgeschnitten und wie  
englische Spiken ausgeschnitten sind. Die  
Seide wird dadurch oft so durchlöchert,  
daß man den Zeug selbst kaum erkennen  
kann. Dergleichen Kleider sind sehr be-  
quem und artig, daher Vornehme solche tragen.  
Ueberdies kostet ein ganzes Stück zu  
einer langen Weste und Oberrock nicht über  
zwei Guineen.

zu das. Die Provinz Chantong liefert ei-  
ne besondere Art Seide auf allen  
Bäumen und Feldern in Menge. Der  
Stoff, Chenchew, wird daraus gemacht.  
Eine kleine Art wilder Würmer bringt dies-  
se Seide hervor, die den Raupen sehr ähn-  
lich sind; sie machen keine Hülsen, sondern  
lange Fäden, die an Baumchen und Ge-  
sträuchchen hängen. Diese geben eine grö-  
ßere

here aber dauerhaftere Seide, als der  
ordentlichen Seidenwürmer ihre. Die  
Würmer fressen auch andere Blätter, als  
von Maulbeerbäumen. Wer diese Seide  
nicht kennet, der sollte sie vor Russkostoff  
oder groben Dragey halten.

Zweyerley Würmer spinnen diese Seide;  
die eine Art heißt Thwen shen, welche  
grösser und schwärzer ist, als die unseis-  
gen; die kleinere aber wird Thau shen ge-  
nannt. Der ersten ihre Fäden sind brauns-  
lich grau, der letztern ihre schwärzer; und  
die Seide zeigt beyde Farben untermengt:  
so daß eben das Stück, dem Ansehen nach,  
ost in graue, gelbe und weisse Streifen  
getheilt ist. Dieser Zeug ist sehr dick,  
bricht nicht, hält lange, und lässt sich wie  
leinenen Zeug waschen; wenn er gut ist, so  
bekommt er nicht einmal vom Oele Flecken.  
Er wird bey den Chinesen stark gebraucht,  
und ist manchmal so thuer, als Satin,  
oder ihre besten seidenen Zeuge. Aus dem  
Übgange der Che Thang Seide machen sie  
ein falsches Kren therv, wodurch man leicht  
betrogen werden kann.

Zu Kanton ist vor wenig Jahren eine Seidenmanufactur angelegt worden, wo man Bänder, Strümpfe und Knöpfe macht; sie hat guten Fortgang gehabt. Die Strümpfe werden das Paar um einen Thaler und 11 Egl. verkauft, und das Dutzend der größten Knöpfe nur um vier gute Groschen.

Ob die Chinesen gleich meistens Seide tragen, so fehlt es ihnen doch nicht ganz an Wollen und Leinenmanufacturen. Die Wolle ist sehr gemein und wohlfeil, besonders in den Provinzen Schan si, Schen si und Se Chwen, wo sie häufige Schafe haben; doch machen die Chinesen kein Tuch. Dasjenige, womit die Engländer sie versorgen, halten sie sehr hoch; sie kaufen aber wenig davon, weil es viel theurer ist, als die feinste Seide. Die Mandarinen lassen sich im Winter Studierstübchen aus einer Art großen Russel machen, weil es ihnen an besseren Zeuge fehlt. Dragete, Schalschen und Etamine giebt es schwerlich anderwo besser als bei ihnen. Sie werden ordentlich getragen. Da die Bonzen sich

derselben bedienen: so werden sie von ihren Frauen insgemein versertigt, und es wird damit ein grosser Handel durch das ganze Reich getrieben.

Kattun ist sehr gemein. Sie bedienen sich auch im Sommer des Nesseltuches zu langen Westen. Der Zeug aber, der am höchsten geschätzt wird, und sonst nirgends zu haben ist, heißt Ko pu, weil er aus der Pflanze Ko, die man in der Provinz Ho Iyen, findet, gemacht wird. Dieses ist eine Art eines fortstreichenden Gespärnisses, das sich über das Feld ausbreitet, und viel grössere Blätter, als Epheu hat, die rund und glatt, inwendig grün, und aussen wohlschmeichend sind; einige Stengel sind fingerdick, sehr biegsam und welllich, wie die Blätter. Wenn sie zu trocknen anfangen: so lassen die Chinesen sie in Wasser saulen, wie sie mit dem Hanfe und Flachse auch thun. Die erste Haut wird abgezogen und weggeworfen; die zweyte, welche viel feiner und zarter ist, wird mit den Händen in zarte Fäden zertheilt, und gewebt, ohne dass sie solche flopfen oder spinnen. Diese Leinwand ist durchsichtig und sehr fein, aber

so fühl und leicht, als ob man nichts auf dem Leibe hätte.

Das Porcellan macht den dritten Hauptpunkt in ihren Künsten aus. Einige Umstände davon sind schon erwähnt worden; damit aber der Leser sowohl davon, als von den Seidenmanufacturen, vollkommenes nere Begriffe erlange: so soll etwas aussführlicher davon gehandelt werden. Diese Auszüge sind aus zwei Schriften. Den trecolles, ein Jesuit, hat sie aus China an Du Halde geschickt; den ersten, die Seide und die Seidenwürmer angehend, hat er selbst aus einem Chinesischen Buche versetzt; den zweyten Aufsatz aber vom Porcellane vorzüglich aus seinen eigenen Untersuchungen entworfen.

### I. Wie die Seidenwürmer gezeugen werden, und wie die Seide erhalten wird.

angah. Nach dem Berichte eines Chinesen, der unter der Regierung der Familie Ming, die sich im Jahr 1368 anfing, von den Seidenwürmern geschrieben hat, giebt es zwiss' Blätten von Maulbeerbaum; die ent,

eine, Namens Sang oder Tisang) wird nur wegen der Blätter gehalten; die andere, Namens Che oder Tiefang, wächst in den Wäldern, ist klein und wild, mit Fleischigen, rauhen, runderlichen, spitzig zugehenden, und rings am Rande herum ausgesetzten Blättern, versehen. Die Frucht ist dem Pfiffer ähnlich, die Nester sind dornig und buschig beysammen. Manche Seidenwürmer werden auf diese Bäume gelegt, ihre Gespinste zu machen, so bald sie in dem Hause ausgeweidet sind, und wachsen das selbste grösser, als die man im Hause behält. Ihre Seide ist zwar nicht so gut, aber doch noch vom Werthe, wie man aus dem Urtheilen kann, was zuvor von der Khenchew gesagt worden ist.

Man muss Wege in diesen Maulbeerwäldern ausschauen, damit die Besitzer sie ausspüren, und die Vögel versagen können. Die Blätter, welche die Würmer im Frühjahr nicht berührt haben, müssen im Sommer abgenommen werden; sonst werden dieseljenigen, die den folgenden Sommer hervorkommen, durch den Umlauf des Saftes, durch diese alten Blätter verderbt. Diese Bäume,



Bäume, welche man wie die wahren Maulbeerbäume wartet, müssen dünne gepflanzt, und der Grund mit Hirse besät werden, um das zu starke Wachsen der kleinen Blätter zu verhindern. Sollte man solche Würmer in Europa entdecken: so müßte man sie sammeln, ehe sie sich in Wolfendiebe verwandelten, damit ihre Eier nicht verloren gehen; und wenn die Raupen das Jahr darauf ausgetrocknet sind: so muß man sie auf eben die Bäume wieder setzen. Die Würmer, welche die Seide zum Spinnn gewinnen, fressen junge Eichenblätter, und die Hauswürmer würden vielleicht eben das thun.

Von den wahren Maulbeerbäumen sind diejenigen ungesund, die ihre Frucht vor den Blättern hervortreiben; die jungen Pflanzen mit aufgerissener Rinde sind auch nicht brauchbar: die aber, welche eine weisse Rinde, wenig Knoten und grosse Knospen haben, bringen grosse und nahrhafte Blätter. Die besten Bäume sind die, welche die wenigsten Früchte tragen, weil solche den Gaft zu sehr zertheilen. Sät man Maulbeersamen, der in Wasser gewiegt ist,

ist, in welches man vorher Mist von Hühnern gethan hat, die mit frisch vom Baume gesammelten oder von der Sonne getrockneten Maulbeeren sind gefüllt worden: so tragen die Bäume, die aus selchem Samen wachsen, keine Früchte.

Wenn die jungen Bäume ihrer Blätter in den ersten drei Jahren zu stark sind besraubet worden: so werden sie schwach und nehmen ab, wie auch die, welche nicht reinlich beschritten werden. Die Wurzeln springen im fünften Jahre auf. Das Mittel dawider ist, daß man die Erde von ihnen wegnimmt, die Wurzeln, die am meisten verdorben sind, abschneidet, sie mit gehörig zugerichteter Erde bedeckt, und mit Wasser besprengt. Wenn die Bäume alt werden; so kann man die eingehenden Äste im März abhauen, und an statt ihrer gesunde pflanzen. Wosfern die Würmer ihren Samen in sie lassen, so gehen sie ein; man tödtet aber die Würmer, indem man ein wenig starkes Öl auf sie gießt.

Der Boden zu den Maulbeerbäumen muß weder zu stark noch zu hart seyn. Man kann ihm mit Glühzschlamme, oderley Mist,



Weste, oder auch mit Asche helfen. Völligen Dingen müssen sie im Sommer beschneiden werden, wozu eine geschickte Hand gehöret. Es müssen nur die Weste bleiben, welche abgesondert vom Stämme abschliessen, und ohne sie zu beugen; auch muss man vier Knospen an jedem Aste lassen. Am Ende des Herbstes, ehe die Blätter helb werden, muß man sie sammeln, und in der Sonne trocknen, alsdann klein stossen, und in irdenen Löffeln, die mit Thon gefüllt vermacht sind, an einem Orte, wo kein Rauch hinkommt, verfahren: so werden sie im Frühjahr wie Mehl, und zu Fütterung der Würmee, nachdem sich dieselben gehäutet haben, tauglich seyn.

Wenn die Bäume alt werden; so erhalten die Chinesen ausser dem Pfropfen, auch neue Pflanzen, indem sie entweder lebhafte und gesunde Weste in kleinen Röhren, die mit guter Erde gefüllt sind, zusammenflechten, oder im Frühlinge die langen umbeschneideten Weste beugen, und die Enden in gearbeitete Erde stecken; diese wurzeln als so im Christmonate ein, werden vom Baume abgeschnitten, und zur gehörigen Zeit verpflanzt.

pflanzt. Sie säen auch Maulbeersamen, der von den besten Bäumen genommen werden muss, und zwar von den Früchten, die um die Mitte der Aleste wachsen. Man muss diesen Samen mit der Asche der verehrten Pflanzen vermengen, und den Tag darauf muss man alles ins Wasser werfen und darin herumrühren. Der unbrauchbare Samen schwimmt oben, der gute sinkt zu Boden. Nachdem dieser an der Sonne getrocknet ist: so sät man ihn, mit gleichviel Hirse vermengt, damit durch solchen die aufwachsenden Baumchen vor der Sonnenhitze beschirmt werden.

Wenn die Hirse reif ist, so zündet man sie bey windigem Wetter an. Den folgenden Frühling schiessen die Bäume viel stärker auf. Die Aleste müssen abgeschnitten werden, bis die Bäume zu gehöriger Höhe gelangt sind; und alsdann schneidet man die Gipfel aus, damit sich die Aleste auf die Seite ausbreiten. Endlich werden die jungen Bäume acht bis zehn Schritte von einander verpflanzt, in Reihen, die vier Schritte von einander; aber nicht gerade. VI Band. 11. 11. 11. gegen

gegen einander über stehen, vielleicht das mit sie einander nicht Schatten machen.

Das Zimmer vor die Seidenwürmer muss auf einem trockenen Grunde seyn, der sich nach und nach erhebt, und an einem Flüsschen liegt, weil man die Eyer oft in fließendem Wasser waschen muss. Mischausen, Zuchtwich und alles Geräusche muss davon entserut seyn, weil sie sowohl der üble Geruch, als das geringste Schrecken, das ein bellender Hund, oder ein frähender Hahn verursacht, in Verwirrung bringt, wenn sie erst ausgekrochen sind. Es muss ein vierdiges Zimmer, und der Wärme wegen, mit dichten Mauern seyn; die Thür soll südlich, oder wenigstens südostlich, niemals aber nordwärts angebracht, und, zu Ausschliessung fühlter Lust, mit einer doppelten Matte bedeckt werden. Doch muss sich auf jeder Seite ein Fenster befinden, um die Lust, wenn es erforderlich wird, durchzulassen; zu anderer Zeit werden sie verschlossen. Sie sind von weissem durchsichtigen Papiere, und hinter ihnen bewegliche Matten, um das Licht, wie es nötig ist, einzulassen oder auszuschliessen.

auch schädliche Winde abzuhalten; bergleischen die Süd und Südwestwinde sind, die niemals in die Zimmer kommen müssen. Wenn man durch ein Fenster einen erfrieschenden Wind einlassen will: so muß man besorgt seyn, die Fliegen und Mücken abzuhalten; denn sie lassen ihren Unflath auf die Seidenhäuschen, welches das Abwinden ungemein schwer macht. Kleine Eidechsen und Ratten, die nach den Seidenswürmern sehr begierig sind, muß man durch Räthen wegschaffen.

In dem Zimmer werden Gefüse aufgerichtet, deren Bretter etwa neun Zoll hoch eines über dem andern sind; in der Mitte muß der Platz frey seyn, damit man rings herum gehen kann. Hernach werden Flechten von Binsen, die offen sind, hineingesetzt, daß sie erst die Wärme, und nachgedehns die kühle Luft durchdringen kann. Auf diesen Flechten läßt man die Wärmeter ausstreicheln, und füttert selbige, bis sie sich zum Spinnen bereiten. Well sehr viel daran gelegen ist, daß die Wärmeter zugleich Zeit ausstreicheln, schlafen, wachen, fressen, und sich häutzen: so muß in ihrem



Zimmer eine beständige und gleiche Wärme erhalten werden, welches vermittelst geswissse in den Ecken befindlicher Ofen geschieht; oder es wird auch eine Wärmpfanne auf und niedergetragen, und das Feuer davon mit Asche bedeckt, weil Flammen und Rauch ihnen schädlich sind. Ruhmest an der Sonne gedörret, ist die beste Feuerung zu dieser Üblichkeit, und die Würmer haben den Geruch davon gerne.

Auf jede Flechte breitet man eine Lage trocknes und kleingehacktes Stroh, und auf dieses ein langes Blatt Papier, das durch gemässigtes Handthieren gelinde gemacht werden ist. Wenn das Papier von ihrem Urtheile oder von den Blättern verschmutzigt worden ist; so bedecket man solches mit einem Rehe, und leget auf dasselbe Maulbeerblätter; der ganze Schwarm frischt alsdann nach diesen hinauf, und man nimt sie hernach gelinde weg, und setzt sie auf eine neue Flechte, während daß die alte gereinigt wird. Der Chinesische Schriftsteller rath ferner, es sollte eine Mauer oder eine dichte Verpfahlung rings um das Zimmer in einiger Entfernung

nung sehn, besonders auf der Westseite, das mit die untergehende Sonne nicht auf die Würmer trüfe, wenn man der Libendlust wegen daselbst die Fenster aufmachte.

Die Hülzen, welche etwas zugespitzt, dicht, fein, und kleiner, als die andern sind, enthalten die Männchen von den Schmetterlingen, die runder und grösser sind, als die Weibchen, welche dicker und ungestalteter sind. Die Chinesen wählen ihre Zucht oft in den Hälzen. Diejenigen, welche klar, etwas durchscheinend, rein und schwer sind, sind die besten. Man schut aber besser, wenn man wartet, bis die Wolfendiebe ausgetrocknet sind, welches kurz nach dem vierzehnten Tage ihres Einschlusses geschieht. Diejenigen, welche einen Tag vor den übrigen herauskommen, müssen nicht gebräucht werden; sondern die sind zu wählen, welche den folgenden Tag hausenweise austreichen. Die allerspätesten verwirft man auch, insgleichen diejenigen, welche niedenhängende Flügel, fahle Augenbrauen, einen trocknen Schwanz, und einen röthlichen Unterleib ohne Haare haben. Diese verwor-

fenen Wolfendiebe muß man an einen besondern Ort hinsezzen.

Wenn man die Wal wegen derer, die gut Zucht sollen gebraucht werden, getroffen hat: so setzt man die Männchen und Weibchen auf Papierblätter zusammen. Das Papier muß aus Maulbeertinde, und nicht aus hänsenem Zeuge gemacht seyn, auch mit Seiden oder Baumwollensäden, den man auf der untern Seite angeleimt hat, steif gemacht werden. Denn wenn es mit Ebern bedeckt ist: so muß man es dreymal in ein dazu bereitetes Wasser tauschen. Dieses Papier breitet man über Matten, die wohl mit Stroh bedeckt sind; und wenn die Wolfendiebe ungefähr zwölf Stunden besammnen gewesen sind, so muß man die Männchen wegnehmen und zu den verwoesnen thun. Bleiben sie länger besammnen, so würden aus den spät besuchten Ebern die Würmer nicht mit den andern austreichen, welches man vermeiden muß.

Man muß den Weibchen Platz geben, und sie bedecken: denn die Dunkelheit verbündet, daß sie ihre Eier nicht so weit hers

herumsteuern. Wenn sie gelegt haben, so  
hast man sie vier bis fünf Tage bedeckt.  
Nachgebends muß man alle Mollendiebe,  
diejenigen, die beyseite gelegt, oder todt  
aus den Hülzen genommen worden sind,  
tief in die Erde vergraben; denn es würs-  
de ein jedes Thier, das sie anrührte, das  
durch vergiftet werden. Manche sagen so-  
gar, wenn man sie auf das Feld verscharrt  
te, so wüchsen viele Jahre weder Disteln  
noch stachliche Gesträuche daselbst. Andere  
behaupten, nichts sei besser, als diese Mol-  
lendiebe, die Fische in den Teichen damit  
fett zu machen.

Die Eyer, welche in Klumpen zusammen-  
hängen, müssen weggeworfen werden, und  
alsdann muß man die Papiete an einen  
Walten im Zimmer aufhängen, dieses aber  
vorn öffnen, damit der Wind hineingehen,  
und doch die Sonne nicht darauf scheinen  
kann. Die Seite des Blattes, auf der die  
Eyer liegen, muß auswärts geschrägt seyn;  
und das Fenster, womit das Zimmer er-  
wärmet wird, muß weder Flammen noch  
Rauch von sich geben. Auch muß man  
sorgfältig verhüten, daß keine häuschen Scis-



se den Bäumen oder den Etern nahe hängen. - Haben die Papiere solcher gestalt einige Tage gehangen: so nimmt man sie ab, rollt sie leicht zusammen, die Eter einswärts gelehrt, und hängt sie alsdann wieder den Sommer und Herbst über auf.

Gegen das Ende des Christmonats, oder im Januar, wenn ein Schaltmonat ist, lege man die Eter in kaltes Flußwasser, oder Wasser, in welchem ein wenig Salz aufgelöst worden ist. Man nimmt es in Acht, daß es nicht friert, und deckt eine Porzellanschale darüber, damit die Papiere nicht schwimmen. Nach zwey Tagen nimmt man sie heraus, und hängt sie wieder auf. Wenn sie trocken sind, rollt man sie etwas dichter zusammen, und schließet jedwedes besonders, an einem Ende stehend, in ein irgendeines Gefäß ein. Nachgehends setzt man die Papiere, alle zehn Tage ungefähr einmal, in einem verschloßnen Orte, wo kein Thau fällt, etwa eine halbe Stunde der Sonne aus, wenn solche nach einem Regengusse hell scheint, und schließet sie darnach wieder ein, wie zuvor. Manche legen sie einen ganzen Tag in eine Lauge von Mauls-

Maulbeerbaummasche, und alsdann einige Augenblicke in Schneewasser, oder hängen sie drei Nächte an einen Maulbeerbaum, und lassen sie daselbst betragen und beschützen, nur daß solches nicht gar zu stark geschieht. Alle diese Arten von Bädern machen die Seide stärker und dichter, auch besser zu winden. Ihr Hauptzweck aber ist, die innerliche Wärme in den Epern zu erhalten.

Wenn die Maulbeerbäume anfangen, Blätter zu gewinnen: so ist es Zeit, daß man die Würmer austrocknen läßt; wenn nach den verschiedenen Stadien der Wärme oder Kälte, die man sie empfinden läßt, kann man dieses verzögern oder beschleunigen. Wenn man die Papiere oft ausschreitet, oder wenn sie nur leicht zusammengezollt, aufgehoben werden: so trocknen sie eher aus, und das entgegengesetzte Verfahren hält sie zurück. Den dritten Tag, ehe sie austrocknen sollen, nimmt man bey einem gelinden Winde, der um diese Zeit gemein ist, die Papierrollen aus dem Gefäße, streckt sie der Länge nach aus, und hängt sie mit dem Rücken gegen die Sonne, bis



sie gelinde warm werden; alsdann rollet man sie dicht zusammen, und setzt sie an einem warmen Ofte aufgerichtet in das Gefäß. Den Tag darauf wird dieses wiederholet; die Eyer verändern ihre Farbe, werden aschgrau. Als dann legt man zwei Papiere auf einander, die man dichter zusammengerollt, und an den Enden bindet.

Den dritten Tag gegen Abend rollet man die Papiere auf, und strecket solche auf eine seine Matte; die Eyer sehen alsdann schwärzlich aus. Sind Würmer ausgesbrochen: so muß man solche wegwerfen. Denn da diese Würmer nicht zu einer Zeit mit den folgenden ausgetrocknet sind: so kommen sie in der Zeit ihres Häutens, Maschens, Fressens, ja welches das Hauptwerk ist, ihres Spinnens, nicht mit jenen überein. Diese unordentlichen Würmer würden viel Verzäumnis und Mühe, auch Unordnung, und daher Verlust verursachen. Nachgehends rollet man drei Blätter sehr lecker zusammen, und schaffet solche an einen sehr warmen und vor dem Südwinde vertheidigten Ofen. Den Tag darauf, gegen zehn oder elf Uhr, werden die Nollen weg-

weggenommen, geöffnet, und voller Würmer, wie kleine schwarze Ameisen, gefunden. Diejenigen, welche innerhalb einer Stunde nachher nicht ausgetrocknet sind, müssen weggeworfen werden: wie auch diejenigen, welche einen flachen Kopf haben, runzlich und wie verbrannt aussiehen, himmelblau, gelb oder fleischfarben sind. Die gute Art sieht ungefähr von der Farbe aus, wie ein Berg, den man in der Ferne betrachtet.

Es ist ratsam, daß man das Papier, welches die unausgetrockneten Würmer enthält, erst wiegt, und es alsdann schiesst, und die obere Seite meist niedertwärts, auf einen langen Bogen Papier, der mit Maulbeerblättern bestreut ist, hält; die Maulbeerblätter aber müssen auf die vorher beschriebene Art zubereitet seyn. Der Geschmack davon wird die kleinen hungrigen Würmer an sich ziehen; den trügsten kann man mit einer Feder oder mit gelindem Anschlag auf die andere Seite des Papiers holen. Wenn man das Papier nachgehends vor sich wiegt: so erhält man das Gewicht der Würmer genau, und kann daraus ziemlich

sich richtig berechnen, wie viele Pfund Blätter zu ihrer Fütterung erforderlich werden; ingleichem wie viel die Gespinste, die sie machen sollen, wiegen werden; Zusätze besse se gezeigt.

Das nächste Mittel ist, daß man eine Frauensperson bestelle, die auf die junge Zucht Achtung giebe. Ehe sie das Zimmer in Besitz nimmt, muß sie sich waschen, und eine reinliche Kleidung anlegen, die nicht übel riecht, auch eine Zeitlang zuvor wilde Eichhörnchen weder gegessen noch in den Händen gehabt haben; denn der Geruch davon ist den Würmern sehr nachtheilig. Sie muß eine leichte Kleidung ohne Futter anhaben, damit sie den Grad der Wärme an diesem Orte desto besser beurtheilen, und das Feuer nach demselben verstärken, oder schwächen kann; denn diese Insecten sind von ihrer ersten Häutung an sehr jährlisch. Jeder Tag ist ein Jahr vor sie, und hat seine viele Abwechslungen. Der Morgen ist der Frühling, der Mittag Sommer, der Abend Herbst, und die Nacht Winter. Die Erfahrung hat gelehret, daß 1) die Eyer vor dem Auskriechen der Würmer viele

le Kälte erfordern. 2) Wenn die Würmer ausgefrochen und so groß wie Ameisen sind; so verlangen sie eben so viele Hitze. 3) Wenn sie Raupen geworden sind, und ihrer Häusung nahe kommen: so erfordern sie eine gemässigte Hitze. 4) Nach der grossen Häusung müssen sie fühl gehalten werden. 5) Beim Abnehmen und Aeltern muss man sie nach und nach erwärmen. 6) Bei ihrem Spinnen wird grosse Hitze erfordert.

Alles, was ihnen zuwieder ist, muss weggeschafft werden. Sie haben einen besondern Widerwillen gegen Hanf, nasse Blätter, oder solche, die in der Sonne sind erhitzt worden; und wenn sie neu ausgefrochen sind, so ist ihnen auch der Staub vom Auskehren sehr schädlich; ingleichen schadet ihnen die Feuchtigkeit der Erde, Fliegen und Mücken; der Geruch von gebratenen Fischen, verbrannten Haaren und Musкусdampf; Althem; der nach Wein, Ingwer, Salat und wilden Eichorien riecht; alles grosse Geräusch, Unreinigkeit, die Sonnenstrahlen; das Licht einer Lampe bei der Nacht; Luft, die durch Höhlen oder Löcher bläst; ein starker Wind; viele Kälte oder

oder Hitze; und besonders schleunige Veränderungen derselben.

Bey ihrem Futter sind behauete Blätter, die an der Sonne oder bey starkem Winde getrocknet worden, oder die einen übeln Geschmack haben, die gemeinste Ursache ihrer Krankheiten. Die Blätter müssen zwey oder drei Tage vor dem Gebrauche gesammelt, und an einem reinen lustigen Orte aufbewahret werden, wo Raum genug ist, daß man nicht vergessen, ihnen die drei ersten Tage die jartesten Blätter, mit einem schaefen Messer in zarte Schnittchen zertheilt, zu geben, solche aber nicht zu zerquetschen; denn das würde ihren Geschmack verderben. Auch muß man sich, zum Einsammln junger Blätter, mit einem weiten Netz verseorgen, damit sie nicht zu enge zusammengedrückt werden, und indem man sie fortträgt, trocknen können, ohne zu verwelken.

Nach drey oder vier Tagen vermehre man ihr Futter, wenn sie anfangen weis zu werden; man schneide es aber nicht so klein. Wenn sie schwärzlich werden, muß man ihnen ganze Blätter geben, wie sie vom

vom Baume kommen. Wenn sie wieder  
weis werden, und weniger Hunger bezei-  
gen: so breche man ihnen nach und nach  
an ihren Mahlzeiten etwas ab; und immer  
mehr und mehr, wenn sie gelb werden.  
Sind sie gelb geworden, und nun im Bes-  
griffe sich zu häutzen: so gebe man ihnen  
gar nichts. Bei jeder Häutung muß eben  
so mit ihnen verfahren werden.

Noch umständlicher zu reden: so fressen  
diese Würmer gleichviel bey Tag und Nacht.  
Nachdem sie ausgetrocknet sind, müssen sie  
den ersten Tag acht und vierzig Mahlzeiten,  
jede Stunde zwey haben; den folgenden  
dreissig, aber die Blätter nicht mehr so  
klein geschnitten; den dritten noch weniger.  
Ist ihre Futter ihree Lust zu fressen nicht  
gemäß: so werden sie zu viel Hitze bekom-  
men, wodurch alles verdorben wird. Wöl-  
liges und regniges Wetter benimt ihnen die  
Lust; daher muß man gleich vor ihrer Mahl-  
zeit einen Bisch sehr trockenes Stroh an-  
zünden, der über und über gleich brennet,  
und solchen über die Würmer halten, um  
sie vor der Kälte und Feuchtigkeit, woron  
sie träge werden, zu befreyen; oder man  
nimmt



nimmt die Blendungen von den Fenstern weg, und lässt das volle Tageslicht ein. Dosteres Gressen vermehrt ihres Wachsthum, auf welchen der größte Vortheil bei den Seidenwürmern ankommt. Erhalten sie innerhalb drey und zwanzig oder fünf und zwanzig Tagen ihre völlige Größe; so muß eine Flechte, die mit ihnen bedeckt ist, deren Gewicht sich auf Eschen (etwas wenigstens mehr als ein Quentchen) beläuft, fünf und zwanzig Unzen Seide liefern. Wenn sie aber erst innerhalb acht und zwanzig Tagen zur völligen Größe kommen; so gibt sie nur zwanzig Unzen; und wenn sie einen Monat oder vierzig Tage lang wachsen, nur zehn.

Haben sie ihre völlige Größe erreicht: so gebe man ihnen leichtes Futter, wenig auf einmal, und so oft, als da sie jung waren. Denn wenn sie spinnen, ohne verdanet zu haben: so bekommen die Gespinstse eine falsche Feuchtigkeit, von der die Seide sehr schwer zu winden wird. Kurz, wenn sie vier und zwanzig oder fünf und zwanzig Tage ausgestochen gewesen sind: so geben sie beste weniger Seide, je länger sich ihre Spins

Spinnen verzieht und je mehr sie fressen. Bey ihrer Häutung sind sie fränflich, und alsdann muß man ihnen klein geschnittene Blätter, wenig auf einmal, aber oft, geben.

Ihre Krankheiten entstehen von zu vieler Kälte und zu vieler Hitze. Dem ersten zuvor zu kommen, muß man im Zimmer eine gehörige Wärme erhalten. Hat sie aber ein Wind, so bey nicht wohl verwahrten Fenstern, oder nicht zulänglich trockenem Maulbeeraub, es fältet: so verlieren sie die Lust zu fressen, und bekommen eine Art vom Durchfälle, wo bei aus statt des Unrathes wässriger Schleim von ihnen geht. Der Geruch von verbranntem Kuhmiste ist ihnen alsdann sehr dienlich.

Von Hitze werden sie frank, entweder wenn man sie zu lange fasten läßt, oder wenn ihre Futter zu häufig oder nicht recht ausgelesen ist, auch wenn sie eine unbedeckte Lage haben, und wenn die Lust schnell heiß wird. Im letzteren Falleßne man eins oder mehr Fenster; aber nie auf der Seite, wo der Wind herbläst. Ist die Lust zu heiß: so seze man ein Gefäß voll Wasser vor das Fenster. Das Zimmer kann auch mit Wasser besprengt werden, Wieder zu grosse innerliche Hitze streuet man über



ihr Gutter, das ein wenig berecht ist, das vor erwähnte Pulver von Maulbeerblättern, welches sehr hart gemacht seyn muß; davon bekommen sie wieder Kräfte: aber für jede Unze Mehl bricht man ihnen alsdann eine Unze Blätter ab.

Die gemeinste und gefährlichste Krankheit unter den Würmern röhret von zu starker Erhitzung her, wenn sie ein unbequemes und zu enges Lager haben. Denn sobald sie nur ausgestrochen sind, erfordern sie sehr viel Raum, besonders wenn sie Raupen geworden sind, und viel Feuchtigkeit bey sich haben. Wenn sie auch selbst nicht reinlich sind: so schadet ihnen doch die Unreinigkeit sehr viel. Ihre Untreath, den sie im Menge von sich geben, gährt bald, und erhitzt sie, wenn man ihn nicht bey Zeiten mit einer Feder wegschafft, oder welches noch besser ist, die Wärmer oft von einer Ziechte auf die andere bringt, besonders, wenn sie dem Hauten nahe sind. Sie müssen alle zu einer Zeit, und sehr gelinde weggenommen werden; das geringste Drücken, oder der kleinste Fall würde sie schwächen. Einige werfen, um eher fertig zu werden, trockne Binsen oder Stroh klein geschnitten, und mit Maulbeerblättern über;

übersteut, auf sie; dieses zieht sie aus dem Untathe, der sie erhitze. Wenn sie ziemlich gewachsen sind, so müssen die Wärmer, die zu einer Flechte gehobten, getheilt, und auf drey neut gethan werden, nachgehends auf sechs, und so steigt die Zahl bis auf zwanzig und mehr. Denn wenn sie voll Feuchtigkeit sind, so muß man sie von einander gehörig entfernt halten.

Die Zeit, da man sie von einander thun muß, ist, wenn sie hellgelb und zum Schimmern fettig sind; da setzt man sie dann in ein besondres Zimmer, das zubereitet ist, damit sie darin arbeiten können. Der Chinesische Schriftsteller schlägt dazu ein langes Gebäude von ungehobeltem Bauholze, oder ein langes Dach vor, das sehr wenig abhängt, und an der inwendigen Seite leer ist. Man muß rings herum Abtheilungen mit Brettern machen, in welche man die Seidenwärmer setzt, die sich nachgehends selbst, jeder in seinem Orte, einrichten. Inwendig muß Platz sein, daß einer darin herumgehen kann, auch daß man in der Mitte ein gelindes Feuer halten kann, um die Wärmer vor Kälte und Feuchtigkeit zu bewahren, welche zu dieser Zeit sehr zu-

fürchten sind. Es muß gleich Geuer genug vorhanden seyn, eine gelinde Hitze zu erregen, wovon die Würmer eifriger zur Arbeit werden, die Seide aber durchscheinender wird.

Man muß auch diesen Schwarm in einer kleinen Entfernung mit Matten umringen, welche auch das Obertheil des Gebäudes bedecken, um die dussere Lust abzuhalten; und weil die Würmer gern verdeckt arbeiten, Gleichwohl nimmt man nach der Arbeit des dritten Tages die Matten von ein bis drei Uhr weg, um die Sonne ins Zimmer zu lassen, aber so, daß die Strahlen nicht gerade auf die fleischen Arbeiter fallen. Vor Donner und Blitzen beschützt man sie, indem man die Papiere über sie decket, deren man sich bediente, wie sie sich auf den Flechten befanden.

In sieben Tagen sind die Gespinste fertig, die man alsdann sammelt und in Haufen zusammen leget, bis man Zeit hat, die Seide abs zuwinden. Erstlich aber sondert man die Hülsen, die zur Saatpflanzung ausgerissen werden, auf eine Flechte an einem kühlen lustigen Ort aus. Denn wenn dieselben über einander liegen, so werden die Schmetterlinge geschreckt, und kommen nicht so gut heraus, sondern

sonders die Weibchen, die alsdann nur fränsliche Eyer legen würden. Etwa in noch sieben Tagen kommen die Schmetterlinge aus ihren Hülzen. Die nächste Sorgfalt muß dahin gehen, die Schmetterlinge in den Hülzen oder Falten zu tödten, die man nicht will durchbohrt haben, ohne die Seide zu beschädigen.

Man muß sie nicht eher in den Kessel thun, als wenn man sie abwinden kann; denn es würde der Seide nachtheilig seyn, zu lange im Wasser zu liegen. Das beste wäre, wenn zu man Arbeiter genug hätte, alles auf einmal abzuwinden. Der Chinesische Schriftsteller versichert, fünf Mann könnten an einem Tage dreißig Pfund Hülzen abwinden, und noch zwey andere mit noch so viel Seide versorgen, als dieselben im Gewinde zusammen machen können, welches ungefähr zehn Pfund beträgt. Indessen schlägt er drei Wege vor, um zu verhindern, daß die Hülzen von den herausstreichenden Schmetterlingen nicht durchlöchert werden.

Erstlich kann man sie einen ganzen Tag in der Sonne liegen lassen. Dies ist zwar der Seide nachtheilig, aber die Schmetterlinge



sterben gewiss davon. Zweytenz kann man sie in das Marienbad thun, wober man eine halbe Unze Mettichöl, und eine Unze Salz in den kupfernen Kessel wirft, davon soll die Seide besser und leichter zu winden werden.

Die Maschine, welche die Hülsen enthält, muß sehr gedränge in den kupfernen Kessel gesetzen, und der Obertheil desselben muß bedeckt und verklebet seyn, damit kein Dampf herausdringt. Versahet man aber hiertzen nicht recht, so wird eine grosse Menge Schmetterlingse ihre Hülsen durchbohren. Man muß daher die harten und starken Hülsen, deren Seide gröber ist, länger im Bade lassen, als die feinen und garten. Wenn die Schmetterlingse todt sind, so muß man die Hülsen auf Matten breiten, und sobald sie sich ein wenig verkühlt haben, mit kleinen Weiden oder Maulbeerästen bedecken.

Die dritte und beste Art, die Schmetterlingse zu tödten, ist, daß man grosse irdene Gefäße mit Hülsen schichtweise erfüllt, ein jedes ungefähr zehn Pfund. Auf jede Schicht werden vier Unzen Salz geworfen, und sie wird mit grossen trocknen Blättern, wie die Wasserkatzenblätter, bedeckt. Alsdann verstöpft man

man die Destrung der Gefäße sehr dichte, und die Thiere werden innerhalb sieben Tage erschlägt. Kommt aber die geringste Luft hinein, so erhalten sie das Leben lange genug, um ihre Hälften zu durchschreiten. Wenn man die Hälften in das Gefäß legt, so sondere man die langen weißen und glänzenden, die eine sehr feine Seide geben, von den dicken, dunkelblauen, perlmutterähnlichen ab, die eine grobe Seide geben.

So viel von der Art, die Würmer im Sommer zu erziehen, welches die gewöhnliche Zeit ist, obwohl einige die Würmer im Sommer u. Herbst, und fast jeden Monat nach der Frühlingszucht, austrocknen lassen. Aber wenn es alle so machten, so würden die Maulbeerhäuser schwierlich Futter genug geben. Ueberdies kommen sie in Abnähmen, und fragen das folgende Jahr gar nicht, wenn sie in einem Frühling erschöpft werden. Der Verfasser hält daher vor das beste, im Sommer nur wenig Eier auszutrocknen zu lassen, und sich mit Würmern auf den Herbst zu versorgen. Er zieht diese Zeit zu Erziehung der Würmer dem Frühling vor. Weil der Frühling in den südl. Gegenden die Regen und Windzeit ist, und dieses den Vortheil von den Würmern

unsicherer macht, als im Herbst, da das Wetter durchgängig hell ist. Wenn auch die Würmer im Herbst nicht solche zarte Blätter haben können, als im Frühlinge: so haben sie doch alsdann von Fliegen und Mücken nichts zu befürchten. Sie müssen anfänglich alle kühl gehalten werden, aber nach ihren Häutungen sind wenn sie spinnen, muß man die letztern wärmer halten, als die ersten, weil die Nachste im Herbst kühl sind. Die Eier, welche sie legen, kommen nicht allezeit fort.

Hält man die Sommerwörmer auf, daß die Würmer erst im Herbst austriechen: so schüsse man sie in ein irdenes Gefäß, und setze solches in eine grosse Pfanne mit Brunnenswasser, das so hoch als die eingeschlossenen Eier reichen muß: denn, wenn es höher geht, so verderben sie; geht es nicht so hoch, so wird aus ihnen wegen mangelnder Kräfte nichts. Vermittelst dieser Rösschisten erhält man, daß sie in ein und zwanzig Tagen austriechen: bleiben sie länger, so sterben sie entweder, oder machen sehr schlechte Gespinste. Wenn die Seidenwürmer zu spinnen bereit sind, und man alsdann sie auf ein Schälchen legt, welches mit Papiere bedeckt ist: so spinnen sie die

die Seide dünne, flach und rund wie eine breite Oblate.

Diese Gespinste sind nicht mit dem jähren Besen zusammengelebet, das die Würmer in ihren Puppen von sich lassen, wenn sie lange eingeschlossen sind. Sie sind auch so leicht abzuzwinden, als die Hülßen, ohne daß man das mit so, wie mit den Hülßen, zu eilen nöthig hat.

Wenn die Seide abgewunden ist: so wird sie gleich verarbeitet. Die Chinesen haben das zu sehr einfache Werkzeuge. Ihre Webestühle, sagt ein anderer Schriftsteller, sind dem auf dem Boden gleich, und so gestellt, daß sie auf demselben sitzen und die Füße im den Absatz, in welchem die Stühle stehen, niedersetzen können. Mit dem Spinnen sowohl, als mit dem Weben beschäftigen sich insonderheit die Frauen; immer.

## II. Vom Porcellân und dessen Herstellung.

Das Porcellân, welches die Engländer der China-Ware nennen, hat den ersten Namen bey den Chinesen nicht. Sie könnten solchen nicht einmal aussprechen, da sie der gleichen Töne in ihrer Sprache nicht haben und ihnen der Buchstabe R mangelt. Vermuthlich kommt er von den Portugiesen her,

die einen Becher oder Schale Porcellana heissen. Gleichwohl nennen sie diese Art Ware gewöhnlich *Tea*, die Chineser aber *Tefft*.

Es ist in diesem Reiche, außer der gesetzlichen und halblichen iedenden Ware so gemein, daß der ordentliche Haushath, als Teller, Schüsseln, Becher, Blumentöpfe, allerley Gefäße zu Zierrathen und zum Ruhen daraus gemacht werden. Die Rämmern, Kabinetter und selbst die Küchen sind davon voll. Selbst die Mauern brauchen es zu Dächern, und überziehen manchmal marmorne Pfeiler und das Außere der Gebäude damit.

Das schöne Porcellan, welches ans Ende zu genähm, glänzend, weiß u. hell himmels blau ist, kommt alles von *King te ching*, einem Flecken oder einem Städtchen der Provinz *Khang si*, der eine Leage lang seyn und eine Million Menschen enthalten soll. Es liegt nicht über drey Seemeilen weit von *Tew lya ang*, einer Stadt des dritten Ranges, unter ber er liegt; und in dem Bezirke von *Jau cheo fu*, einer Stadt des ersten Ranges in dieser Provinz. Diese artige Ware wird in andern Provinzen, als in *Quang ton* und *Fos kien*, ebenfalls versertigt. Weil aber an der Farbe und Feinheit ein grosser Unterschied ist:

so können Fremde damit nicht betrogen werden. Denn daß von Holzen ist schneeweis, hat aber keinen Glanz; und ist nicht mit mancherlei Farben gemalt. Die Arbeiter von King te ching brachten vor Zeiten alle ihre Materialien nach Amwi, wohin sie der starke Handel der Europäer lockte: aber sie bemühten sich vergebens; denn sie waren nicht im Stande, das selbst gutes Porcellân zu versetzen. Anderer waren zu Peking nicht glücklicher, wohin sie auf Befehl des Kaisers Kanghi gebracht wurden: so, daß King te ching allein die Ehre hat, die ganze Welt mit Porcellân zu versorgen; selbst die Japaner suchen es.

Da der Jesuit Dentrecollès eine Kirche zu King te ching, und verschiedene unter seinen Befehlten hatte, die Porcellân versetzten und damit handelten: so erhielt er von ihnen eine genaue Nachricht von allem, was dazu gehörte. Überdies hatte er alles selbst gesehen, und die Chinesischen Schriften davon zu Rathe gezogen; besonders vorerwähnte Geschichte oder Jahrbücher von Tzou Ihang: denn in China läßt jede Stadt eine Beschreibung ihres Bezirkes drucken, darinnen desselben Name und Umkreis, die Beschaffenheit des Bodens, die Sitten der Einwohner, die Perso-

zen, die sich vor andern durch Gelehrsamkeit,  
Redlichkeit oder im Kriege hervorgethan ha-  
ben, außordentliche Begebenheiten und be-  
sonders die Waren und Lebensmittel, die das  
selbst ausgeführt oder verkauft werden, ange-  
zeigt sind. Gleichwohl melden diese Jahrbü-  
cher nichts von dem Erfinder des Porzellans,  
noch ob die Entdeckung von ungefähr, oder  
mit Lieberlegung geschehen ist. Nur sagen sie,  
es sei vollkommen weiß ohne einige Fehler ge-  
wesen, und was man ausgeführt habe, hätte  
keinen andern Namen gehabt, als die kost-  
baren Juwelen von Jau chow.

Was zu dieser Manufactur gehört, läßt  
sich nach des Jesuiten Berichte auf die folgen-  
den Hauptstücke bringen; als: die Materias  
lien dazu, und derselben Zubereitung mit dem  
Dole oder Zierisse, mit dem das Porzellän  
glassirt wird; die verschiedenen Arten des  
Porzellans, und die Weise es zu versetzen;  
die Farben, und wie solche aufgetragen wer-  
den; das Brennen, und wie es den gehörigen  
Grad der Hitze erhält. Endlich macht er eini-  
ge Anmerkungen über das alte und neue  
Porzellän, und zeigt, warum die Chinesi-  
schen Arbeiter nicht allezeit die Europäischen  
Vorbilder nachmachen können.

;) Die

a) Die Materialien des Porcellans. Wie solche vorzubereitet werden. Das Öl über der Form ist aus Glasur.

Porcellan besteht aus zwei Arten zu haben von Erde, Petun tse und Kaulin, welche durch einen Fluss herunter in Wässern von Rinnen gebracht werden, und wie Ziegel gebildet sind. Die Kaulin ist mit glänzenden Theilchen vermengt und hält die Materie zusammen. Die Petuntse ist schlecht weiß, und von sehr feinem Rothe. Die letztere wird aus Steinen gemacht, aber alle Arten schicken sich nicht dazu. Die rechte Art muss ins grünliche fallen. Wenn sie die Steine aus den Steinbrüchen gebrochen haben, so zerschlagen sie solche mit grossen eisernen Hämmern, und pülvren sie alsdann in Mörseken sehr fein. Das Pulver wirft man in ein grosses Gefäß voll Wasser, und röhret es stark mit einer eisernen Schaufel. Nachdem es einige Minuten geruhet hat, so erhebt sich auf der Oberfläche etwas, wie der Rohm bey der Milch, vier bis fünf Zoll dick, welches man abschöpft, und in ein anderes Gefäß voll Wasser giesst. Dieses wird verholt man so lange, als sich oben Schaum zeiget, und nachgehends werden die Greben

Entfernt.

Stücke vom Boden weggenommen, und von neuem gestossen.

Nun wartet man bey den andern Gefäßen, bis sich auf dessen Boden eine Art von Teig gesetzt hat, giebt alsdann das Wasser gelinde ab, und thut den Teig in grosse hölzerne Mäuschen, um zu trocknen. Ehe er aber völlig hart ist, wird er in kleine Ziegel getheilt, die man hundertweise verkausst; und dieser Gestalt und auch seiner Farbe wegen, hat er den Namen Petyn tse erhalten. Wenn ihn aber die Herstetter, wie gewöhnlich, mit gröberen Wesen vermengen, so müssen ihn die Arbeiter zu King te Ching vor dem Gebrauche wieder reinigen.

Die Kaulin wird in sehr tiefen Steinbrüchen mitten in gewissen Bergen gefunden, deren Oberfläche mit rothlicher Erde bedeckt ist. Man findet sie in Klumpen, und macht Ziegel daraus, wie aus dem Petun tse. Der Hersteller glaubt, die weiße Erde von Malta, die man St. Pauls Erde heißt, sei von eben der Beschaffenheit, nur ohne die glänzenden Theilchen.

Das feine Porcellän hat seine Festigkeit von der Kaulin; ob man gleich auch eine Art gelinden Steines oder Kreide gefunden hat, dessen

dessen man sich statt des Raulin bedient, und ihn Wha sche nennet, weil er flebrig und fast seifenartig ist. Das davon gemachte Porcellan ist selten, und viel theurer, als das andere. Eine Ladung Wha sche kostet eine Krone, eine von Raulin zwanzig Sous. Es hat ein unvergleichlich feinestes Korn, und die Malerey darauf ist viel schöner. Es ist auch viel leichter, aber um ein grosses zerbrechlicher, und man kann schwerlich den gehbrigen Grad der Hitze treffen, es recht zu brennen. Manche begnügen sich, einen feinen Leim daraus zu machen, worin sie das Porcellan tauschen, wenn es trocken ist, ihm einen lieberzug davon zu geben, ehe es seine eigentliche Farbe und seinen Glanz erhält, und dadurch wird es sehr schön.

Wenn sie das Wha sche aus dem Steinbruch genommen haben: so waschen sie es im Flusse oder Regenwasser, um die gelbe Erde, welche daran sitzt, abzusondern. Alsdann zerbrechen sie es, und legen es in eine Sonne mit Wasser, damit es sich aufdiset, und richten es eben so zu wie die Raulin. Man sagt, wenn es so zubereitet wäre, so könnte daraus ohne weitere Vermengung Porcellan gemacht werden. Einer von des Jesuiten Bekehrten, that



that zu acht Theilen davon, zwey Theile des  
Pe tun tse. Wenn man mehr von dem leßtern  
nimt: so soll das Porcellan im Ofen nieders  
sinken, weil ihm der Körper, oder vielmehr  
der gehörige Zusammenhang der Theile man  
gelt. Manchmal lösen sie etwas von den Wha  
sche Ziegeln im Wasser auf, und machen einen  
sehr dünnen Teig davon, darin sie einen Pins  
sel tunnen, und vernichten desselben allerley  
Einfälle aufs Porcellan entwerfen, solchen  
auch, nachdem es trocken ist, den Firniß ges  
hen. Wenn es gebrannt ist: so entdecken sich  
diese Zeichnungen, die von einer andern weiss  
en Farbe, und gleichsam wie ein dünner Mes  
bel ausgebreitet sind. Die Weisse der Wha  
sche nennen sie die Elsenbeinweisse.

Sie malen auch auf das Porcellan mit ei  
ner Art Steine oder Mineral Ehe kan, das  
fast dem Alraune gleicht; und dies giebt eine  
andere Art weisse Farbe. Ehe sie es zurichten,  
muß es gebrannt werden; nachgehends bres  
chen sie es, und gehen damit, in Absicht den  
Schäum zu erhalten, wie mit dem Wha  
sche um.

Glassen den Backen, die mit Pe tun tse u. Kan  
sin beladen längst dem Ufer zu Ring te ring,  
finden sich auch noch andere voll eines weissen  
flüss

flüssigen Wesens. Sie heissen es Pe herw, oder Del aus einem Stein, aber der Name Tsj oder Tjerniš würde sich viel besser vor das selbe schicken, als die Benennung Dew oder Del. Es kommt von einem sehr harten Stein, den sie dem Petun tse vorziehen; weil er weißer ist und Flecken hat, deren Grün mehr ins Dunkle fällt. Ob sich gleich die Geschichtte von Dew lyang nicht in besondere Umstände einlässt: so meldet sie doch, der Stein, der zum Del tauglich sei, habe Flecken von der Farbe der Cypressenblätter, oder rothe Flecken auf braunlichem Grunde, fast wie die Pflanze, die man Krötenflocke nennt.

Wenn dieser Stein wie der Pe tun tse ist zugerichtet, und der Schaum oder der reinste Theil in das zweite Gefäß gehau worden: so sezen sie ungesähr zu hundert Pfund davon ein Pfund Schemau in Feuer glühend gemacht, und klein geslopft. Dies ist gleichsam das Saab, wovon es zusammengeimmet, ob sie gleich allezeit darauf sehen, es flüssig zu erhalten.

Sie brauchen dieses Steinöl nie allein, sondern vermengen es mit einem andern, das gleichsam die Erde davon ist. Sie machen verschiedene Schichten von lebendigem Salze,



den sie pülvren (indem sie etwas Wasser mit den Händen darauf sprühen), und schichten trocken Garrenkraut darzwischen: alsdann zünden sie das Garrenkraut an; und wenn das Ganze verzehret ist, so theilen sie die Wäsche unter fünf oder sechs neue Schichten trocknes Garrenkraut aus. (Vormals bedienten sie sich außer dem Garrenkraute des Holzes von einem Baume, der eine Frucht wie wälsche Masse trägt und Se tse heißt: jetzt aber geschieht solches selten, und daher ist vielleicht das ißige Porcellän nicht mehr so schön). Haben sie noch mehr, so wird das Oel desto besser. Wenn sie eine hinlängliche Menge von Kalk und Garrenkrautasche bekommen haben: so werfen sie solche in ein Gefäß voll Wasser, und setzen zu hundert Pfund ein Pfund Ehe kau. Alles wird wohl durcheinander gerührt, und es zeigt sich alsdann eine Haut oder Minde auf der Fläche, die man in ein zweytes Gefäß thut. Hat sich eine Art flüssigen Teiges am Boden gesetzt, so giessen sie das Wasser ab, und dies ist das zweyte Oel, welches sie versuchen, indem sie in jedes kleine Stückchen Pe tun tse tunken. Zehn Maass Steinöl werden mit einem vom Garrenkraute und Kalkkle verminengt. Die sparsamsten thun etwas wes-

niger

niger als drey Maas hinein. Man verschäfchet dieses Oel, damit seine Menge grösser scheint, durch zugegossenes Wasser; und um den Besprug zu verbergen, wird nach Proportion Schellau hinzugehan, damit die Materie nicht zu flüssig wird.

Eine andere Art von neuersfundnenem Zier-  
nisse heißt Esi kin, oder Zierniß von verbrann-  
tem Golde, der Verfasser sollte ihn aber viels  
mehr Zierniß von der Farbe gegossenen  
Kupfers oder Laffesfarbe, oder von der Farbe  
verwelkter Blätter, heissen. Man erhält ihn  
aus einer gemeinen gelben Erde, auf eben die  
Art, wie den Pe tun tse, und zu seiner Zubereitung  
branchet man nur das feinste Wesen,  
welches ins Wasser geworfen wird, und worz  
aus man eine Art von Seime macht, der etwa  
so dick als der Pe new oder ordentliche Zierniß  
wird, mit dem man es vermengt. Beides  
muss von gleicher Dicke seyn; und wenn die  
Ziernisse in die Pe tun tse Ziegel, die man hinc  
ein tauchet, bringen, so hält man sie vor tüchtig,  
mit ihnen verbunden zu werden. Sie  
thun auch in die Esi kin Oel vom Kalf und der  
Zarrenfrautasche, von eben der Dicke, wie  
das Pe new, und vermengen von diesen bezo-  
den Ziernissen mehr oder weniger mit dem Esi

lin, nachdem sie solchen dunkler oder heller haben wollen, welches erst durch verschiedene Versuche entdecket wird. Sie geben z. B. zwei Becher voll Tsi hin zu achten vom Weizen, und zu vier Bechern voll dieses Elements jels thun sie einen voll Hirniß aus Kaff und Garrenfraute.

Vor einigen Jahren haben sie die Kunst entdeckt, mit der Linvi oder Violetfarbe zu malen. Sie haben auch versucht, eine Vermischung von Blättergold mit Hirniß und Pulverb von Heuersteinen, eben wie das rothe Oel aufzutragen: sie fanden aber, daß der Tsi hin Hirniß schöner und glänzender aussah. Einstmals machten sie Becher, wo sie den vergoldeten Hirniß aussen, und den ganz weissen inswendig auftrugen. Dieses haben sie aber verändert, und an einem oder ein Paar Dertzern ein rundes oder viereckiges Stücke nas Papier hineingesteckt, selches, so bald der Tsi hin aufgetragen war, weggenommen, und als dann die Flecken roth oder blau gemalt, auch wenn es trocken war, überstrichen. Manche füllten diese leeren Plätze mit einem blauen oder schwarzen Grunde, um solche nach dem ersten Brennen zu vergolden.

b) Wie das Porcellan gemacht wird.

In der Gegend von King te ching, die zu das am bdesten ist, haben sie einen ummauerten Platz, wo grosse Schuppen gebauet sind, in denen sich häufige irdene Gefässe reihensweise übereinander zeigen. Eine unsägliche Zahl Arbeiter wohnen innerhalb dieser Mauer, und haben daselbst jeder seine besonderen Berichtungen. Ehe ein Stück Porcellan zum Ofen fertig ist, geht es durch mehr als zwanzig Hände, und durch mehr als siebenzig, ehe es gebrannt wird.

Die erste Arbeit besteht in Reinigung der Pe tun tse und Kaulin von den gröbren Theilen. Bey jener geschieht es eben so, wie es der erste Zubereiter dieser Erde machte. Die Stücken der Kaulin werden ganz in einen sehr reinen Koch gelegt, und so in ein Gefäß mit Wasser gelassen, da sie sich dann selbst auflösen.

Wenn diese beiden Materialien auf die Art zubereitet sind, so müssen sie Verhältnissmäßig vermengt werden. Seines Porcellan zu machen, nimt man von beiden gleichviel; zu dem mittleren viert Theile Kaulin zu sechs Theilen Pe tun tse, und zu dem schlechtesten dreymal so viel von dem letzten. Darauf werfen sie die Masse in eine grosse wohlgepflas-



sterre und gedünchte Grube, wo sie solche treiben und kneten, bis sie hart wird. Diese Arbeit ist sehr beschwerlich, und geht beständig fort, die andern Arbeiter zu versorgen. Wenn die Materie so durchgearbeitet ist, so breiten sie Stückchen davon auf Schieferplatten, wo sie dieselbe nach allen Seiten kneten und rossen, mit sorgfältiger Beobachtung, daß sich keine Höhlungen in ihr befinden, oder was Fremdes eingemengt ist; denn ein Haar oder ein Sandkörnchen würde das Porcellan verderben. Ist die Masse nicht wohl durchgefusset, so wird das Porcellan reißen, springen, zerfließen, und sich verlesen. Aus diesem Leibe werden die Porcellängesäße gemacht, einige mit der Scheibe, andere nur in Formen, die man nachgehends mit einem Meissel zur Vollkommenheit bringt.

Alle glatte Ware wird auf der Scheibe gemacht. Wenn ein Theelespfschen von der Maschine kommt, so ist es sehr unvollkommen, ungesähr wie der Kopf von einem Hute, ehe er über dem Stetze gesessen ist. Der Arbeiter giebt ihm die erforderliche Weite und Höhe, und ist damit bennahme sobald fertig, als er es in die Hand genommen hat; wenn er bekommt nur ungesähr einen Pfennig vor ein Brett voll

voll mit sechs und zwanzig Stücken. Der Fuß des Körpchen ist nichts als ein ungestaltetes Stückchen Erde, das mit einem Meissel ausgehölt wird, wenn das Stück fertig ist, und alle Zierathen hat, die es haben soll. Von dem ersten Arbeiter bekommt es der zweyte, der es auf seinen gehörigen Fuß setzt, und bald darauf thut es der dritte in eine Form, (die an eine Art eines herumgehenden Rades befestigt ist) und giebt ihm die Gestalt. Der vierte glättet es mit einem Meissel, besonders gegen die Ecken, und um es dünne und durchsichtig genug zu machen, beschabt er es verschiedene mal, und besuchtet es, wenn es trocken ist, damit es nicht bricht. Ist es aus der Form gekommen, so muß man es nochmals gelinde darin herumdrehen, ohne es an einer Seite mehr anzudrücken, als an der andern; sonst würde es nicht vollkommen rund werden, oder es würde sich wetzen.

Die grossen Stücke Porcellan werden auf zweymal gemacht. Eine Hälfte wird auf der Scheibe von drey oder vier Mann gehalten, wenn man sie bildet, und die anderte fast fertige Hälfte wird vermittelst etwas von eben der Materie, das im Wasser geweicht ist, und statt eines Mortels oder Leims dient, darauf

gefügt. Wenn alles trocken ist: so machen sie die Fuge mit einem Messer auf beyden Seiten gleich, und sie sieht, wenn sie überfriest ist, so glatt aus, als das übrige. Auf eben die Art setzen sie Handgriffe, Ringe, erhabene Zierrathen, die schon fertig sind, und andere Theile an die Gefäße. Eben so beschaffen Arbeiten, die gesormt werden, und mit Ninnen ausgeholt sind, oder Thiere vorstellen, grosse Figuren, Ghyenbilder, Brustbilder, welche die Europäer bestellt haben, aus drey oder vier zusammengefügten Stücken, die mit gehörigen Werkzeugen noch ausgeholt, polirt u. zu einer Vollkommenheit gebracht werden, welche ihnen die Form nicht geben kan. Blumen und Zierrathen, die eingegraben zu seyn scheinen, werden in China mit Siegeln und Formen eingedrückt.

Wenn Ihnen ein Vorbild gegeben wird, das sie auf der Scheibe nicht nachmachen können: so nehmen sie einen Abdruck davon in einer Art Erde, sondern alsdann diese Formen von dem Vorbilde in verschiedene Stücke gelinde ab, und lassen solche trocknen. Einige Zeit, ehe sie sich der Formen bedienen, setzen sie solche aus Feuer, und thun alsdann nach Verhältniß der Dicke, welche das Porcellan bes-

bekommen soll, Materie hinein, die sie überall mit der Hand andrücken. Wenn sie solches wiederum etwa eine Minute aus Feuer gesetzt haben: so löset sich das Bild von der Form ab, und die verschiedenen Stücke werden einzeln gearbeitet, und alsdann mit eben der Masse etwas flüssig gemacht, und wieder verbunden. Der Verfasser hat Bilder von Thieren gesehen, die auf diese Art ganz ein Stück geworden waren. Erstlich lassen sie die Masse hart werden; alsdann geben sie ihr die gehörige Gestalt vollkommen, vermittelst eines Meißels, oder sezen besonders versorgte Theile daran; ferner wird es überstrichen und gebrannt; alsdann gewalzt u. vergoldet, und zum zweytenmale gebrannt. Solche Arbeiten, die sehr mühsam sind, müssen vor dem Käste in Acht genommen werden; denn wenn sie nicht gleichmäßig trocknen, so bekönnen die nassen Theile Risse, zu deren Vermeidung sie manchmal in ihrem Arbeitszimmer Feuer anzuzünden. Die Formen bestehen aus einer gelben fetten Erde, die man unweit Lingate findet. Erstlich kneten sie solche, u. wenn sie ein wenig hart geworden ist, schlagen sie dieselbe stattl. geben ihr die erforderliche Gestalt, und bringen sie auf der Scheibe zur Vollkommenheit.



heit. Zu Beschleunigung der Arbeit macht man viele Formen auf einmal, damit verschiedene Arbeiter zugleich gebraucht werden können; und wenn man sie gehörig in Acht nimmt, so dauert sie ziemlich lange. Sie lassen sich auch ausbessern, wenn sie Risse bekommen haben, oder gesprungen sind.

c) Farben, mit denen das Porcellän gemalt wird, und die Art, sie anzutragen.

Die Whapey oder Maler sind so arm, als die andern Arbeiter. Sie wissen von Regeln nicht das geringste, und machen es gewöhnlich nicht besser, als es ein Europäer machen würde, der diese Handthietung nur etliche Mosaike getrieben hätte. Indessen haben sie doch eine besondere Art, sowohl Porcellän, als seine Gaze, Tächer und Laternen mit Blumen, Thieren und Landschaften zu malen, die man mit Recht bewundert.

Die Malerarbeit wird in eben dem Arbeitsshause unter verschiedene Hände vertheilet. Einer zeichnet nur den ersten Farbenzirkel an den Enden des Stückes; ein anderer entwirkt die Blumen; und der dritte malt sie aus. Einer zeichnet Flüsse und Berge; ein anderer Högel; und der dritte viersüssige Thiere. Die Menschengestalten werden gewöhnlich am schlechtesten unter allen gemacht.

Ran

Man macht Porcellân von allen Farben. Einiges hat einen Grund, wie unsere Brenn-gläser; anderes ist ganz roth, entweder von Helfarbe, oder angeblasener rothen Farbe, mit kleinen Lüpfelchen, wie unsere Wassers-fatzbemalerey. Einiges ist mit Landschaften bemalt, und mit Vergoldung erhoben. Alle diese Arten sind sehr schön, aber außerordentlich theuer.

Die Jahrbücher von King te Ching berichten, die Leute hätten sich vormals des weissen Porcellâns bedient; dieses sei erst mit dem Lpau oder Azur, oder Lapis (Dieses ist der armenische Stein) gemalt worden, und solches werde auf folgende Weise zugesetztet: Erstlich brenne man es vier und zwanzig Stunden in einer wohlverklebten Porcellänbüchse im Sande des Osens, ehe solcher erhitzt wird; alsdann machen sie es zu dem zartesten Pulver, eben so, wie andere Farben, in grossen Porcellänmässern, deren Böden sowohl, als die Mörselleulen, nicht glasirt sind; sieben es durch, thun es in ein glasirtes Gefäß, und giessen niedend Wasser darauf. Nachgehends rühren sie es um, nehmen den Schaum weg, und giessen das Wasser behutsam ab. Dies muss zweymal wiederholet werden. Nach dies-

sem reiben sie das blane, weil es noch naß ist,  
und einem sehr seinen Teige gleicht, lange Zeit  
in einem Ofen.

Man versicherte dem Verfasser, der Azur  
seum würde in Kohlengruben oder in der ro-  
then Erde, die unweit davon liegt, gefunden.  
Wo sich einer auf der Oberfläche zeigt, da fin-  
det man im Nachgraben mehrere. Er bricht in  
der Grube in kleine Stücke, ungefähr so  
groß, als ein Mittelfinger; sie sind aber flach  
und nicht rund. Der grobe Azur ist gemein  
genug, aber der seine ist sehr selten. Das Aus-  
ge unterscheidet ihn beschwerlich, sie versuchen  
ihn aber dadurch, daß sie ein Stück damit ma-  
len, und alsdann brennen. Könnte Europa  
diesen seinen Lhau oder Azur, und die schöne  
Tsou, (vorhin hieß es Tsui) welches eine Art  
Violet ist, liefern: so würden solches vorzex-  
liche Waren für King te ching seyn. Von den  
lebtern gilt das Pfund einen Lhang und acht  
Lhen oder zwei Thaler 15 gute Groschen,  
und eine Büchse von dem seinen Lhau, die  
nur zehn Unzen hält, kostet zwei Lhang, oder  
zwei Thaler 22 gute Groschen; also die Unz-  
je 7 gute Groschen.

Die rothe Farbe wird aus Tsau fan oder  
Kupferwasser gemacht. Sie geben davon ein  
Pfund

Pfund in einen Schmelztiegel, und kleiben solchen wohl an einen andern. Oben an dem letztern ist eine kleine Öffnung solcher gestalt zu geschlossen, daß sie im erforderlichen Falle wieder entdeckt werden kann. Alsdann legen sie ringsherum glüende Kohlen, und umschließen es mit Ziegeln, um ein starkeres Feuer zu machen. Die Materie ist nicht eher zur Vollkommenheit gelanget, als bis der schwarze Dampf aufhört, und eine Art von einer kleinen dünnen Wolle darauf folget. Man nimt ein wenig davon, und bespricht es mit Wasser, worauf sie es auf Lanzenthalze versuchen. Wenn es auf demselben eine helle rothe Farbe verursacht: so nehmen sie das Feuer weg; und wenn es ganz kalt ist, finden sie einen kleinen Klumpen Rothes am Boden des Schmelztiegels; aber die feinste rothe Farbe hängt an obersten Schmelztiegel. Ein Pfund Kupferwasser giebt vier Unzen Rothes.

Ob das Porcellän gleich von Natur weiß ist, und durch das Glasieren noch weißer wird; so brauchen sie doch bisweilen eine weiße Farbe, solches zu malen. Diese wird aus einem Pulver von durchsichtigen Feuersteinen gemacht, die man eben so, wie den Azurstein, im

im Ofen calcinirt. Zu einer halben Unze dieses Pulvers thun sie eine Unze Bleyleiſt, welches auch zu Fertigung der Farben genommen wird. Z. B. zu grüner Farbe setzen sie zu einer Unze Bleyleiſt, und einer halben Unze gepulvter Feuersteine, drei Unzen Tong whaphen, welches nach den Nachrichten, die der Verfasser davon erhalten konnte, die feinsten Teile von gehämmerten Kupfer seyn müssen. Das solche Gestalt zubereitete Grün wird die Mutter des Violets, wenn man zu jenem noch weiße Farbe setzt; und je mehr von der grünen genommen wird, desto tiefer wird das Violet. Das gelbe entsteht, wenn sieben Quentchen zubereitetes Weißes mit drei Quentchen Kupferwasserrosches vermengt werden. Wenn man vorerwähnte Farben auf Porcellän trägt, nachdem es geschnitten und gebrannt worden ist: so zeigen sie sich nicht eher, als nach dem andern Brennen. Das Chinesische Buch meldet, sie würden mit Bleyleiſt, Salpeter und Kupferwasser aussgetragen: allein die christlichen Porcellanattheiter erwähnen nichts, als Bleyleiſt, welches mit der Farbe, wenn sie im Gummiwasser aufgelöst ist, vermengt wird.

Die rothe Oelfarbe, Pew li hong genannt, wird aus gepulvertem rothen Kupfer, und dem Pulver eines Steines, der ins Röthliche fällt, verfertigt. Ein christlicher Arzt verscherte den Dentrecoules, dieser Stein sey eine Art von Alau, und werde im der Arzney gebraucht. Sie stossen alles in einem Mörser klein, vermengen es mit Knabenurine und dem Oele Pe hew. Aber aus der Menge dieser zusammengesetzten Sachen machen sie ein Geheimniß, das der Verfasser nie herausbringen konnte. Dieses tragen sie auf das Porcellän, ohne sich eines andern Tymmisses zu bedienen, und sehen darauf, daß es bei dem Brennen nicht auf den Boden des Stückes läuft. Dieses Kupferpulver wird aus dem Kupfer und Bleye gemacht, die aus den Silzbereingüssen v. schlechter Feinheit, deren man sich an statt des Goldes bedient, abgesondert werden. Daß das geschmolzene Kupfer gesteht, tunken sie einen kurzen Besen nicht tief ins Wasser, und sprengen das Wasser aufs Kupfer, indem sie den Stiel des Besens etwas schütteln. Dieses verursacht, daß sich eine Haut über das Wasser zusammensetzt, welche sie mit kleinen eisernen Zangen abziehen, und in kaltes Wasser tunken: daraus



entsteht das Kupferpulver, und sie besowitten mehr, so oft sie dieses Verfahren wiederholen. Der Meister meint, wenn das Kupferwasser in Aqua forte aufgelöst würde: so mögte dieses Kupferpulver zur rothen Farbe tauglicher seyn. Aber die Chinesen wissen weder Aqua forte noch Aquaregio zu machen.

Um die andere Art Porcellan mit The-wong, oder angeblasenem Mothe zu machen, nehmen sie eine Webere, und bedecken ein Ende mit seiner Leinewand oder Gaze, legen solches alsdann gelinde auf das schon zubereitete rothe Pulver, welches sich an die Gaze anschlägt, und blasen hernach durch das andere Ende auf das Porcellan, das daher wie mit rothen Flecken bedeckt erscheint. Diese Art Porcellan ist noch theurer und seltener, als die vorige, weil sie schwerer zu machen ist. Das Blaue wird leichter aufgeblasen. Sie könnten eben so etwas mit Golde oder Silber überstreuen, wenn jemand die Kosten daran wenden wollte. Manchesmal blasen sie auch den Zinnish auf diese Art auf, wenn das Porcellan so fein u. so zart ist, daß man es nicht handhabieren kann, ohne es auf Baumwolle zu legen.

Das Mothe, das aus dem Qian fallt oder Kupferwasser gemacht wird, seheu sie dergestalt

halt zusammen: zu einem Kyang oder Tael Bleyweiss thun sie zwey Lshen dieses Rothen, und vermengen sie trocken, indem sie beides zusammen durchsieben. Als dann verbinden sie beides mit Wasser und ordentlichem Leim, der so dick, als Fischleimen, gemacht worden ist; davon hält das Rothe an, wenn es auf das Porcellán getragen wird, daß es nicht läuft.

Um Weisses zu machen, setzen sie zu einem Kyang Bleyweiss drey Lshen und drey Ewen des zartesten Pulvers von den durchsichtigsten Geuersteinen, die im Sande des Osens vor erwähntermaßen calciniet werden, und bedienen sich des Wassers nur, um sie zu verbinden.

Dunkelgrün erhalten sie durch Vermischung eines Kyangs Bleyweiss, dreyer Lshen und drey Ewen Geuersteinpulver, und acht Ewen oder fast ein Lshen Tong iwha pyen. Dieses letztere ist nichts anderes, als das leichteste von dem Kupferhammerschlage, das beim Hämmern des geschmolzenen Kupfers da vongeslogen, und von den kleinsten Theilchen dieses Metalls, die zum Grünen nicht taugen, besreyet ist.

Die gelbe Farbe entsteht, wenn ein Pfund Bleiweiß, drei Tassen und drei Zwen Feuersteinpulver, und ein Zwen acht Li reines Roth zusammengesetzt werden; manche nehmen von dem letztern drittthalb Zwen. Ein Theil Grünes zu zwey Theilen Weissen, macht ein sehr helles Meergrün. Zwen Röpfchen voll Dunkelgrün zu einem Röpfchen Gelb, machen das zu zu grüne, welches einem etwas verwelkten Blatte gleicht.

Zum Schwarzen machen sie aus Azur mit Wasser vermengt eine etwas dicke Feuchtigkeit, indem sie noch gemeinen Leimen dazu thun, der in Kalk emaceriert, und zur Dicke eines Mundleimens eingesotten worden ist. Wenn sie das Porcellân gemalt haben, das mit dieser Farbe von neuem soll gebrannt werden, so bedecken sie die Örter mit Weisse; und bey dem Brennen verbindet sich das Weisse mit dem Schwarzen, wie der gewöhnliche Firniß mit dem Blauen.

Ein Pfund Bleiweiß, drei Tassen und drei Zwen Feuersteinpulver, und zwey Li Azur, machen ein dunkles Blau, das ins Violet fällt. Einige wollen hierzu acht Li Azur erfordern. Das dunkle Violet wird aus dem Tschu gemacht, welches ein Mineral ist, das

dem römischen Vitriole gleicht. Der Verfasser schloß aus den Antworten, die er auf seine Fragen erhielt, man bekomme es aus den Bleibergwerken, und es dringe daher von sich selbst, wie daß Bleiweiß, ins Porcellän. Man findet es zu Kanton; was aber von Pelsing kommt, ist das beste. Ein Pfund kostet einen Pfund und acht Eschen. Wenn es geschmolzen oder weich gemacht ist: so gebrauchen es die Goldschmiede wie Schmelzglas: sie legen es auf eine Lage von gemeinem oder Fischleimen, damit es sich nicht abnuget.

Das Esch zu zubereiten, machen sie ein feines Pulver daraus, welches sie dadurch reinigen, daß sie es in einem Gefäße voll Wasser bewegen, da dann der Crystall auf den Boden fällt. Die solchergestalt benutzte Masse verliert ihre schöne Farbe, und fällt ins Alsfarbene; erhält aber die Violetsfarbe wieder, so bald das Porcellän gebrannt ist. Das Esch hält sich so lange, als man will; und wenn sie malen wollen, so benetzen sie es nur mit Wasser, wozin, wenn sie es gut befinden, etwas gemeiner Leimen gemengt wird. So wohl dieses, als die andern Farben, braucht man nur auf das Porcellän, das zum zweytenmale gebrannt wird.



Das Porcellân zu vergolden oder zu versilbern, thun sie zwey Hwen Blechweiss zu zweyen Eschen Gold oder Silberblättchen, die sorgfältig aufgelöst worden sind. Das Silber hat auf dem Fyrnisse Lijî ein einen besondern Glanz; aber die versilberten Gefäße dürfen nicht so lange in dem kleinen Ofen bleiben, als die vergoldeten, weil das Silber verschwinden würde, ehe das Gold seinen vollen Glanz erhielte.

Oft nehmen sie Schalen, die schon in grossen Ofen gebrannt worden, aber noch nicht überfornist sind, und tunken sie in die Gefäße, in denen die zubereitete Farbe ist, wenn sie alles von einer Farbe haben wollen. Verlangen sie aber verschiedene Farben auf einem Stücke, wie diejenigen sind, die sie Whang Iu wan heissen, welche in Vierecke, von denen eines grün, das andere gelb u. s. w. ist, getheilt sind: so tragen sie diese Farbe mit einem grossen Pinsel auf. Das ist es alles, was sie mit dieser Art Porcellâne, machen, ausgenommen, daß sie schon, nachdem es im grossen Ofen ist gebrannt worden, den Thieren etwas rothe Farbe in den Mund streichen und vergleichen; denn diese Farbe vergeht im Feuer, und ist überhaupt nicht sehr beständig.

dig. Wenn sie es das zweytemal brennen: so müssen sie es auf den Boden des Ofens u. unter das Küstloch setzen, wo das Feuer nicht so gut stark ist: weil ein heftiges Feuer die Farben vertreiben würde.

Diejenigen Farben, die sich zu dieser Art Porcellân schicken, werden folgendergestalt zubereitet: Grün zu machen, nehmen sie Tong wba jwen, Salpeter und Feuersteinpulver, aber der Verfasser konnte nicht erfahren, in was für Beihältnisse. Wenn solche Stücke, jedes besonders, in ein sehr zartes Pulver gesbracht sind: so vermischt man sie mit einander vermittelst des Wassers. Das gemeinste Blau mit Salpeter und Feuersteinpulver vermischt, giebt Violet. Das gelbe entsteht, wenn man z. B. drey Lshen Kupferrothes zu drey Unzen Feuersteinpulver und drey Unzen Bleyweiss setzt. Weiß zu machen, thun sie vier Lshen Feuersteinpulver zu einem Pfang Bleyweiss.

Die Farbe des schwarzen Porcellâns, welches Unzen heißt, ist eine Art Bleysfarbe, die fast wie Bleigläser aussieht; u. das Gold, welches sie hinzusetzen, macht sie noch angenehmer. Sie vermengen drey Unzen Azur mit sieben Unzen gemeinem Steinble, und tragen



es auf, wenn das Porcellân trocken ist. Durch Veränderung dieser Verhältnisse kann man dunklere oder höhere Farben erhalten. Nach dem Brennen tragen sie das Gold auf, und brennen es alsdann wieder in einem besondern Ofen.

Das glänzende oder spiegelartige Schwarze, das sie Uting heissen, (welches blos von einem ungesahren Zusalte im Ofen herruhret), wird dem Porcellâne ertheilt, wenn man es in ein etwas dickiges flüssiges Gemengsel von zubereitetem Azur tauchet. Zu zehn Unzen gespülvertem Azur, (der feinste ist eben nicht nöthig), thun sie ein Köpfchen Tsi sim, sieben von Pe yew, und zwey von dem Oele, das aus der Gartenfrautasche mit Kaisse verbrannt entsteht. Dieses Gemengsel führet seinen Hintersatz im Brennen mit sich. Man muß solche Stücke gegen die Mitte des Ofens setzen, und nicht zu nahe an den Bogen, wo das Feuer am heftigsten ist.

Sie machen eine Art von Porcellân, die durchlöchert ist, mit einem Köpfchen in der Mitte, das mit dem durchlöcherten nur ein Stück ausmacht. Der Verfasser hat diese Art nicht gesehen; es ist ihm aber eine andere Gattung vorgekommen, worauf Chinesisches und

und tatarisches Frauenzimmer nach dem Leben gemalt war. Die Kleidung, die Farbe und die Züge waren alles ungemein artig ausgedrückt, und in einiger Weite schien es wie ein Schmelzwerk.

Wenn man nur das Oel von weissen Steinen auf dem Porcellan gebraucht: so wird eine besondere Art, Namens Tswifti, darans, die marmoriert und voller unzähligen Aldern ist; so daß es in einiger Entfernung aussieht, als wäre es zerbrochen gewesen, und wieder zusammengesetzt worden. Es stellt eine Art mosaischer Arbeit vor. Dieses Oel giebt eine weisse etwas ins Weißfarbene fallende Farbe; und wenn man es auf blaues Porcellan aufträgt, so wird solches wie marmoriert, und sieht aus, als ob es Misse hätte, nachdem es trocken ist.

Das Porcellan, Long tsi en genannt, fällt ins Olivenfarbene, und war zu der Zeit, da Dentrecolles schrieb, in China Mode. Einiges davon heißt, Tsing fo, von einer Frucht, die den Oliven ziemlich gleicht. Sie geben ihm diese Farbe, indem sie sieben Becher von Li sim Sirnisse mit vier Bechern von Pe new, zwey Bechern oder ungefähr so viel von Oele von Kalk und Farrenrautrasche, und einem



Gechet von Tzwinew oder Zevesteinöle, vermengen. Das Tzwi new verursacht, daß sich eine Menge kleine Aldern auf dem Porcellän zeigen; wenn es aber allein aufgetragen wird: so ist das Porcellän zerbrechlich, und giebt keinen Klang.

Man brachte dem Verfasser eine Art, Van pyen oder Verwandlung genannt; vielleicht daß solches von der zu starken oder zu schwachen Hitze im Ofen herührte. Die Arbeiter wollten Gefäße mit aufgeblasener rothen Farbe machen: aber hundert Stücke giengen gänzlich verloren, und die, von denen hier die Rede ist, kamen wie eine Art Achat aus dem Ofen.

Wenn sie bis zum Bergolden fertig sind: so reiben sie das Gold klein, und lösen es in einem Porcellänschälchen auf, bis es sich wie eine halbe Kugel setzt: alsdann lassen sie es trocknen, und lösen es, wenn sie es brauchen, stückchenweise in Gummiwasser auf. Mit dreissig Theilen Gold verbinden sie drey Theile Bleiweiss, und legen es auf das Porcellän, wie die andern Farben. Da das solchergestalt aufgetragene Gold nach einiger Zeit seinen Glanz verliert: so erneuern sie solchen wieder, indem sie das Porcellän mit reinem Wasser

ser benetzen, und die Bergoldung nachgehends mit einem Stücke Uchat reiben. Sie müssen aber darauf Ucht haben, das Stück allezeit nach einer Seite zu reiben z. B. von der rechten Hand nach der linken.

Damit die Ränder des Porzellans nicht zerfließen: so verstärken sie solche mit gepulverten Kohlen von Bambu, davon aber zuvor die grüne Rinde weggenommen ist. (Die Ursche von der Rinde würde, ihrem Berichte nach, verursachen, daß das Porcellan in Ofen spränge). Sie vermengen solche mit Zieris, der sie grau anfärben macht. Diese Vermischung tragen sie mit einem Pinsel auf die Ränder des trocknen Porzellans, wenn es auf die Scheibe kommen soll. Der Verfasser glaubt, Kohlen von Weiden oder Ellern, die etwas ähnliches mit dem Bambu haben, könnten diese Stelle in Europa ersetzen. Er bemerkte auch, daß sie den Zieris, ehe sie ihn auf das Porcellan (besonders auf das Feuer), legen, glatt machen, und auch die geringsten Ungleichheiten mit einem Pinsel von sehr kleinen Gedern wegnehmen, den sie nur mit ein wenig in Wasser neszen, und gelinde über das ganze Gefäß wenden.



Wollen sie dem Porcellân eine ungemeine Weisse geben; es sey daß es diese Farbe behalten soll, oder daß sie es malen, vergolden, und wieder brennen wollen: so thun sie dreizehn Schälchen Pe her zu einem Schälchen Farrenkautasche, dabei alles gleich flüssig gemacht wird. Mit diesem Ternisse kann das Porcellân in die stärkste Ofenhitze gebracht werden; er ist aber so stark, daß sie das Porcellân blau zu machen, nur sieben Schälchen Pe her zu einem Schälchen von Kalf und Farrenkautasche Terniß thun; sonst würde nach dem Brennen die Farbe nicht durchscheinen.

Es ist dienlich zu bemerken, daß das übersterniste Porcellân, wenn der Terniß viel Farrenkautasche enthält, in einem gemäßigt heissen Orte des Ofens, nemlich nächst den drei ersten Reihen, etwa an anderthalb Fuß vom Boden, brennen muß. Stünde es oben, so würde die Asche bald schmelzen, und bis ganz hinunter durch das Porcellân laufen. Wenn ein kleines Stück Kupfergeld oben auf eine von den ebern Säulen gelegt würde: so würde es, so bald es geschmolzen wäre, alle Gefäße, die gleich darunter lägen, durchlöchern. Eben das geschieht bey dem Oelrothen,

then, bey dem aufgeblasenen Nothen, und dem Long tson, wegen des Kupserpulvers, das in diesem Fornisse kommt. Dieser Stand ist vor das Porcellân bequem, das mit dem Tswi new : Fornisse überstrichen ist, der die Ydern verursacht.

Wenn das Gefäß ganz blau werden soll; so tunken sie es in Chau oder Azur, der im Wasser zubereitet, und zur gehörigen Dicke benetzt ist. Zu dem aufgeblasenen Blauen, Tswitshing genannt, brauchen sie den feinsten Azur, auf vorhinbeschriebene Art zugerichtet. Sie blasen ihn auf das Gefäß, und geben solchem, wenn es trocken ist, den ordentlichen Forniß allein, oder mit Tswi new vermenget, wenn es Ydern bekommen soll.

Einige Arbeiter zeichnen auf den trocknen Azur, er mag aufgeblasen, oder auf andere Art aufgetragen seyn, mit einer langen Stadel Figuren, die sich entdecken, wenn es gefirnißt und gebrannt ist. Das Porcellân, das erhabne Gestalten von Blumen, Drachen und vergleichen zeigt, erfordert nicht so viele Arbeit, als man sich wohl einbilden mögte. Denn nachdem man sie mit einem zum Eingraben dienenden Werkzeuge verzeichnet hat: so macht man nur leichte Einschnitte um sie herum



um, ihnen eine Erhöhung zu geben, und trägt alsdann den Tintenß auf.

Eine gewisse Art Porcellän wird folgender Gestalt gemacht. Erstlich tragen sie den ordentlichen Tintenß auf, und brennen es; alsdann malen sie es, und brennen es wieder. Oft dient das zweyte Brennen bloß, die Fehlter zu verdecken, indem man auf die schadhaften Stellen Farben trägt. Die starke Farbe auf diesem Porcellane macht es bey vielen beliebt; gewöhnlich entdeckt man Ungleichheiten darauf.

Dass die Farben sich mit dem gebrannten und gefirnißten Porcellane, vermittelst des Bleyweisses, genau verbunden haben, veranlaßte bey dem Verfasser den Einfall, man könnte vielleicht die Kunst, auf Glas zu malen, wieder hervorbringen, wenn man die Farben mit Bleyweisse vermengt auf das Glas trüge, und es nachgehends wieder brennte.

Er bemerkt bey dieser Gelegenheit, die Chinesen hätten sonst die Kunst besessen, Fische und dergleichen an die Seite eines Porcelläns gefäßes zu malen, die sich nicht eher gezeigt hätten, als bis das Porcellän voller Feuchtigkeit gewesen wäre. Diese Art von Porcellän nennen sie Kha tsing, das ist, gepreßten Azur.

Bas

Was sie von der Kunst noch übrig behalten haben, das kommt darauf an: die Gefäße, die solcher geformt sollen gemalt werden, müssen sehr dünne seyn; die Farbe wird auf der innen Seite sehr stark aufgetragen, und Fische, die sich am besten dazu schicken, werden meistens gemalt. Wenn die Farbe trocken ist, so überstreichen sie solche mit einer dünnen Lage Porcellântciges, färnissen alsdann die innere Seite des Gefäßes, und bringen es auf die Scheibe. Die äußere Seite wird so dünne, als möglich, gemacht, alsdann in den Feuerbrand getaucht, und in dem ordentlichen Ofen gesbrannt. Man kann sagen, daß auch noch ist der feinste Alzur sich auf dem Porcellâne von neuem zeigt, nachdem er verschwunden ist. Denn wenn sie ihn auftragen, so hat er eine matte schwarze Farbe; aber wenn er trocken und gefirnißt ist, so vergehet er gänzlich, und das Porcellân sieht ganz weiß aus; und doch bringt das Feuer alle Schönheit der Farben zum Vorscheine.

Es stehtet bey allem dem viele Kunst in Auftragung des Oels oder Firnißes, so wohl daß es in gehöriger Menge, als recht gleichförmig geschieht. Dünnes und zartes Porcellân wird zweimal sehr gelinde überstrichen: denn wenn man

man ihn zu dicke auftrüge, so würde es sich gleich verfetten. Diese beiden Lagen, die man auf selbiges trägt, gelten so viel, als eine Lage, die dem seinen Porcellâne, was stärker ist, gegeben wird. Die erste von jenen beobachtet wird durch Besprengen, die zweyte durch Einschauen aufgetragen. Sie nehmen das Gefäſſe von außen in eine Hand, und halten es schief über den Topf mit dem Zieriffe; mit der andern Hand gieſſen sie so viel hinein, als zureicht, es über und über zu besprengen. Dieses wird bey vielen Gefäſſen wiederholet; und so bald das reſte trocken ist, so überstreichen sie dieselben außen mit Oele, in welcher Absicht sie eine Hand in das Gefäſſe thun, und mit der andern einen kleinen Stock an die Mitte des Fußes ansetzen, und es solchergestalt geschwind in das Oelbehältniß tauchen.

Worhin ist gesagt worden, daß der Fuß der Schälchen ungestalt gelassen wird, und man bringt ihn wirklich nicht eher auf die Scheibe, um ausgehölt zu werden, als bis er gebrünnt ist. Innerhalb der Höhlung malen sie einen kleinen Zirkel, und oft einen Chinesischen Schriftzug, und brünnen ihn alsdann; welches die letzte Arbeit daran ist: denn gleich darauf kommt es in den Ofen. Die Chinesen, sagt

sagt Sonnerat, haben nicht einen einzigen Maler; sie wissen weder Zeichnung noch Stellung in ihre Stücke zu bringen. So viel ist richtig, daß sie die Farben sehr artig auf Glas zu malen verstehen; aber die unvermischten und allzugrellen Farben, die sie dicht an eins andet hin flecken, verdienen wohl nur von Unwissenden den Namen der Gemälde. Ihre schlecht gezeichneten Schnierereien blenden bloss durch die Illumination. Nachdem sie denn Unruß gemacht haben, entwerfen sie diesesszen niemals im Ganzen, um von ihrem Einbruch alle zu urtheilen, sondern sie bearbeiten jeden Theil einzeln, und vollenden ihn, ohne an das Ganze zu denken. Da sie nicht im Stande sind etwas zusammen zu setzen, so zeichnen sie alles durch, was sie malen; und weil derjenige, welcher Kopf und Arme gemalt hat, die Drapérie nicht malen kann, so muß das Stück unter die Hand eines zweiten, und von da noch gar unter den Pinsel eines dritten, der den Grund davon ausarbeitet. Ueberdass haben sie gar keinen Begriff von der Perspektiv, sondern der Grund ist eben so hellfarbig, wie die Figuren selbst, und alles Entfernte sieht in den Wollen.



## d) Die Ofen zum Porcellänbrennen.

In halben Ofen werden von Eis  
sen gemacht, gewöhnlich aber sind sie  
von Erde. Der, den Dentrecolles gesehen  
hat, war etwa so hoch, als ein Mann, und so  
weit, als ein Weinfäß. Er bestand aus einer  
Art grosser viereckiger Hohlziegel, ungefähr  
einen halben Zoll dick, anderthalb Fuß lang,  
und einen Fuß breit, die einer über den ans-  
dern gesetzt, und sehr wohl zusammen verbun-  
den waren. Man hatte sie vor dem Brennen  
so eingerichtet, daß sie sich nach der Rundung  
des Ofens schickten, wenn man sie zusammen-  
setzte. Er stand etwa einen halben Fuß von  
der Erde, auf zwey oder drey Schichten dicker  
oder schmäler Ziegel, und mit einer festen Zies-  
gehmauer rings herum, die unten drey oder  
vier Fußdicher hatte. Zwischen dieser Mauer  
und dem Ofen bleibt etwa ein halber Fuß  
Raum, ausgenommen an zwey oder dreien  
Orten, die ausgefüllt waren, und den Ofen  
unterstützten.

Sie füllen ihn mit dem Porcellänne, das  
zum zweytenmale soll gebrannt werden, übers  
einander gesetzt, so daß das kleinere in dem  
größeren steht, doch aber die gewalten Seiten  
nur

nirgends berühren: denn das würde sie verberben. Kann man das Porcellän auf diese Art nicht bequem über einander legen: so setzen sie es reihenweise in den Ofen, von unten bis oben hinaus, und bedecken alles mit Platten, die aus eben der Erde gemacht sind, aus welcher der Ofen besteht, oder mit Stücken von den zum Porcellane gehörigen Behältnissen.

Wenn dieses geschehen ist: so bedecken sie das Obere des Ofens mit Ziegeln von der Art, die seine Seiten ausmachen. Diese greifen in einander ein, und werden mit Mörtel oder angefeuchteter Erde verbunden; nur bleibt in der Mitte eine Öffnung, das Porcellän dadurch zu betrachten. Nachgehends zünden sie eine Menge Kohlen unter dem Ofen, und in seinem Obertheile an; von da schaffen sie dieselben in den Raum zwischen der Mauer und dem Ofen. Wenn das Feuer recht heftig ist, so schen sie von Zeit zu Zeit durch die Öffnung, die nur mit einem Stücke von einem zerbrochenen Topfe bedeckt ist, und wenn sich die Gefäße mit einem Glanze zeigen, und die Farben hell und lebhaft sind, so nehmen sie erst das Feuer, und nachgehends das Porcellän weg. Der Verfasser ist oft er-

staunt, wenn er einen hat auf seinen Schultern getrost zwei lange Bretter von Porcellän wegzragen, und auf diese Art, ohne etwas von seiner Ladung zu zerbrechen, durch verschiedne Straßen voll Volks gehen sehen.

In einer Art von Vorhöfe vder Halle vor dem Ofen, steht ein Haufen irdener Büchsen und Gehäuse, um das Porcellän hineinzuführen. Jedes, auch das kleinste Stück hat sein besonderes Behältniß, sowohl mit Deckeln, als ohne Deckel. Diese Deckel hängen während des Brennens nicht fest an dem untern Theile, und lassen sich leicht durch einen gelinden Schlag darauf absondern. Bey kleineren Stükchen, als Thee und Chocoladenschälchen, dienet ein Behältniß vor verschiedene. Innerhalb des Behältnisses machen sie ein Lager von sehr feinem Sande, mit Kaulin Staube bestreuet, damit sich der Sand nicht an den Fuß des Schälchens anhängt. Auf dieses Behältniß wird ein anderes ebenfalls voll Porcellän hineingesetzt, so daß es jenes ganz bedeckt, ohne die Gefäße die darinnen sind, zu berühren. So füllen sie den Ofen mit hohen Säulen von irdenen Gefäßen oder Büchsen übereinandergesetzt an.

Was das kleinere Porcellân betrifft: so ist solches in runde Behältnisse enge eingeschlossen, und jedes Stück wird auf ein irdenes Schälchen, das zwey Kronen dick und breit genug ist, gesetzt; es ist ebenfalls unten mit dem Kaulin Staube bestreuet. Wenn diese Behältnisse etwas breit sind, so thun sie in die Mitte kein Porcellân, weil es alsdann zu weit von den Seiten kommen, und also aus Mangel gehöriger Stärke, sich öffnen und nachgeben würde, wodurch die ganze Thäule Schaden leiden könnte. Diese Büchsen sind vier Zoll hoch, und ein Theil von ihnen ist so wohl ungebrannt, als das Porcellân. Wenn das Porcellân in selbige gelegt wird, so greift es der Arbeiter nicht viel mit den Händen an, aus Furcht es zu beschmieren, zu drücken, oder zu zerbrechen, (denn es ist ungemein zerbrechlich) sondern er nimmt es, vermittelst eines kleinen Strickes, herunter, der an die beyden etwas gekrümmten Haken einer hölzernen Gabel befestigt ist. Diese hält er in einer Hand, und mit der andern legt er die beyden Enden des Stricks kreuzweise, daß Gefäß einzuschliessen, welches er solcher Gestalt gelinde aufhebt, und ungemein schnell in das Behältniß auf sein Schälchen setzt.



Die beiden unteren Behältnisse eines jeden Haufens sind leer, weil die Höhe alda nicht stark genug ist. Ueberdies ist ein Theil von ihnen mit dem Sande bedeckt, der unten auf dem Boden des Osens aufliegt, um die Porzellansäulen besser zu trogen, die in der Mitte wenigstens sieben Fuß hoch sind. Aus eben der Ursache ist die obere Büchse jeder Säule ebenfalls leer. Der Ofen ist überall voll, ausgenommen unter dem Lufthole. In der Mitte stehen Säulen vom feinsten Porzellan, unten das schlechtere, und an der Öffnung das, welches stark gefärbt ist. Alle Säulen sind sehr nahe bensammen, und oben, unten und in der Mitte, vermittelst gewisser Stücken Erde, aneinander gesügt, die so geschickt gelegt sind, daß die Flamme überall steep durchschlagen kann.

Alle Erde taugt nicht zu Verfestigung der Büchsen oder Gehäuse. Man bedient sich dreier Arten. Eine ist gelb und gemein genug, davon werden die Böden gemacht; die andere, Namens Kau tu, ist eine starke Erde; die dritte, Yew tu, ist blig. Diese beiden legtern gräbt man in Winter aus gewissen Gruben, wo man im Sommer nicht arbeiten kann.

samt. Sie werden unweit King te Ching zu bereitet. Wenn sie in gleichen Theilen vermengt werden, so fassen die Büchsen etwas mehr, aber sie dauern lange. Nimmt man von der gelben Erde mehr: so halten sie selten über zwey oder drey mal das Brennen aus, ohne zu zerbrechen. Ist eine Büchse zersprungen, oder hat sie nur einen Riß, so binden sie solche mit Weiden zusammen, welches auf diesmal die Büchse erhält, ob es gleich Feuer fängt. Sie füllen nie den Ofen mit neuen Büchsen, wenigstens muß die Hälfte zuvor gebrannt seyn. Diese werden oben und unten in den Säulen gesetzt, und die ungebrannten in die Mitte.

Die Oesen werden an das Ende einer langen Halle oder eines Vorhofes gesetzt, der statt der Glasebälge dienet, und zugleich ein Garenbehältniß ist. Es dienet eben dazu, worzu der Bogen in der Glashütte gebraucht wird. Die Oesen wurden, wie ein Chinesischer Schriftsteller meldet, vormals nur sechs Fuß hoch, und eben so breit gemacht: ist aber sind sie zwey Faden (oder zwölf Fuß) hoch, und fast vier weit. Der Bogen, oder die obere Rundung, wird immer enger, je näher er



Lustloche kommt, und ist so wohl, als der Röper des Osens selbst, so dick, das man darauf gehen kann, ohne vom Feuer beschwerliche Empfindung zu haben.

Nunset dieser Mündung hat der Ofen um seinen Obertheil herum fünf oder sechs Öffnungen, gleichsam wie so viel Augen, die mit zerbrochenen Scherben bedeckt werden, um Lust und Feuer im Ofen zu mässigen. Wollen sie sehen, wie das Porzellân gebrannt ist: so decken sie ein Auge auf, das dem grossen Lustloche am nächsten ist, und öffnen eine von den Büchsen mit eisernen Zangen. Ist es gut, so hören sie auf zu feuern, und halten die Ovens Thür eine Zeit verschlossen. Dieser Ofen hat einen tiefen Heerd von eben so grossem Umfang, als er selbst hat, und einen oder zwey Fuß weit. Sie steigen auf einem Brette hinauf, um die Reihen des Porzellâns in den Ofen zu stellen. Wenn das Feuer angezündet ist, so verschliessen sie so gleich die Thür und lassen nur eine Öffnung, um dicke Stücke Holz, einen Fuß lang, hineinzuwerfen. Erstlich wird der Ofen einen Tag und eine Nacht erhitzt, worauf zwey Männer, die einander ablösen, immer Holz zulegen. Ein Brand frisst ordentlich hundert und achtzig Lasten.

Bors

Normal verbrauchten sie, wie ein Chinesischer  
Schiffsteller meldete, zweihundert und vierzig  
Kästen, und bei regnigem Wetter noch  
zwanzig darüber; ob schon die Ofsen um die  
Hälften kleiner waren, als sie jetzt sind. Sie  
halten sieben Tage und Nächte lang nur ein  
schwaches Feuer, und machen solches am achten  
Tage sehr heftig.

Man muß bemerken, daß die Büchsen, in  
denen das kleine Porcellän enthalten ist, zu-  
vor selbst sind gebrannt worden, und daß sie  
die Ofenthüre nicht eher, als fünf Tage, nach-  
dem das Feuer aus ist, öffneten. Den Ofen  
zu grossem Porcellän hielten sie zehn Tage  
verschlossen. Jetzt verziehen sie einige wenige  
Tage, um die grossen Gefäße aus dem Ofen  
zu nehmen, weil solche sonst springen würden;  
aber die kleinen nehmen sie gleich den folgen-  
den Morgen heraus, wenn das Feuer den  
Abend ausgebliebt hat, damit sie vielleicht in  
dem ersten Brennen etwas Holz ersparen.  
Weil das Porcellän alsdann brennend heiß  
ist, so bedient sich derjenige, der es aus dem  
Ofen nimmt, langer Schlingen, die ihn über  
den Hals hängen.

Das Porcellän, welches in dem kleinen  
Ofen gebaut werden ist, kann herausge-  
nom-



nommen werden, wenn man bey der Besichtigung findet, daß alles am Boden roth glüend erscheint; daß ein Stück von dem andern, wie es in der Säule steht, zu unterscheiden ist, daß die gemalten Stücke glatt aussehen, und die Farben in das Porcellän auf die Art hineingedrungen sind, wie sich der Firniß mit dem seinen Blauen in der Hitze des grossen Ofens verbindet.

Was das Porcellän betrifft, das im grossen Ofen das zweyte mal gebrannt wird, so halten sie solches vor fertig: 1) Wenn die Flamme nicht mehr roth, sondern weißlich hervorbricht; 2) Wenn sie die Büchsen roth glüend sehen; 3) Wenn der Firniß und die Farben aussehen, wie sie sollen, nachdem man aus einer der obersten Büchsen ein Gefäß genommen hat, und es verkuhlt ist, und endlich wenn sie den Sand unten im Ofen glänzend sehen können.

Der Verfasser ist erstaunet, daß nach Verbrennung von hundert und achtzig Lasten Holz in einem Tage, den folgenden seine Ulse auf dem Heerde zu finden ist. Die Leute, welche bey diesem Ofen anlegen, müssen das Feuer wohl gewöhnt seyn. Man sagt, sie gäben Salz in ihren Thee, damit sie davon so viel

viel trinken können, als sie wollen, ohne beschwert zu werden; aber wie kann gesalzner Tee den Durst löschen?

Wenig Brände gerathen vollkommen, und oft verdirbt alles, und Porcellan und Büchsen gehen in ein steinhaftes Wesen zusammen. Zu starkes Feuer oder untaugliche Büchsen, können alles verderben. Es ist nicht leicht, den gehörigen Grad der Wärme stets zu erhalten; denn die Veränderung des Wetters hat einen unmittelbaren Einfluß auf das Feuer, Holz und Porcellan selbst. So gehen hundert Arbeiter zu Grunde, gegen einem, der reich wird; und noch hundert sind an ihrem Verderben auch damit selbst Schuld, daß sie immer ihr Glück versuchen, in Hoffnung, genug zu Errichtung eines Kaufmannsladens zusammenzubringen. Daher ist es kein Wunder, daß das Porcellan in Europa so viel kostet. Ueberdies wird das, was nach Europa kommt, fast alles nach neuen Vorbildern gemacht, die oft so seltsam sind, daß es schwer fällt, sie auszuführen; und die Europäer nehmen es wegen des geringsten Fehlers gleich nicht an. In diesem Falle bleibt es dem Versertiger auf dem Halse, weil es nicht nach dem Chinesischen Geschmacke ist.

## c) Geschicklichkeit der Arbeiter, und Vergleichung des Porcellans von verschiedenen Zeiten.

zu das. Man muß gestehen, die Arbeitsleute  
versetzen solche erstaunliche Sachen,  
welches Fremden unmöglich zu seyn scheinen  
würde. Der Verfasser hat z. B. eine grosse  
Laterné gesehen, wie die Schiffslaternen sind,  
die ganz aus einem Stücke Porcellan war, u.  
durch welche ein einziges Licht das ganze Zimmer  
zulänglich erleuchtete. Der Erbprinz hat  
solche sieben Jahre zuvor versetzen lassen.  
Eben so sah er Gefäße, die, ohne dem Deckel,  
über drey Fuß hoch waren, und der Deckel ers  
hob sich wie eine Pyramide einen Fuß hoch.  
Sie bestanden aus drey Stücken, die so künst  
lich zusammengesetzt waren, daß man die Zus  
agen nicht entdecken konnte. Über man sagte  
ihm dabey, daß von vier und zwanzigen, nur  
acht getathen, und die übrigen alle verborben  
wären. Kaufleute in Kanton hatten diese Ur  
nen zum Europäischen Handel bestellt; denn  
so theure Sachen geben in China nicht.

Eine anderte Art Porcellan ist auch schwer  
zu machen, und deswegen sehr theuer. Es  
ist sehr dünn, und innen und aussen glatt,  
gleichwohl sieht man Zierrathen, als z. B. eis  
nen Ring von Blumen oder vergleichen dar  
auf

aufgegraben. Sobald es von der Scheibe ist, so schlagen sie es auf eine Form, in welche diese Dinge eingegraben sind; auf diese Art nimt die innere Seite die Figuren an, und die äußere machen sie mit einem Meisel dünn.

Gleichwohl können die Chinesischen Arbeiter nicht alles, was man von ihnen fordert, ins Werk richten. Die Europäischen Kaufleute fordern manchmal Stücke Porcellän, die groß genug zum Obertheile einer Tafel, zu einem Gessel, oder zu Rahmen zu einem Gemälde sind. Über das ist unumgänglich; die größten Idunen ungefähr nur einen Fuß haben. Wenn man sie größer macht, so verlieren sie sich, man mag sie so dick machen als man will. Die Dicke macht auch diese Arbeiten etwas schwer; daher man, anstatt sie ausgeschütt zu machen, sie aus zwey holen Hälften zusammensehet.

Die Geschichte von King te ching erwähnet verschiedener Arbeiten, die man auf Befehl des Kaisers, aber vergebens, unternommen. Des Kaisers Rang hi Water befahl einiges, ungefähr in der Gestalt unserer Gefäße, zu dem Orangenbäumen zu versetzen, in welchen er die rothen, goldenen oder silbernen Fische halten wollte. Sie sollten drey und ei-

nen haben Fuß hoch, der Hoden einen halben Fuß dick, und die Seiten vier Zoll dicke seyn. Drey Jahre hinter einander arbeitete man daran, und machte zweihundert Gefässe, von denen nicht eines gericth. Eben der Kaiser vers ordnete grosse Tafeln von Porcellän an die Vorderseite einer Gallerie, jede drey Fuß hoch, zwien und einen halben breit, und einen halben dick, welche aber nicht konnten versetzen werden. Der Erbprinz bestellte ebensolche verschiedene musikalische Instrumente, besonders eine Art von einer kleinen Orgel, Tsong genannt, ungefähr einen Fuß hoch, die aus vierzehn Pfeifen besteht, deren Klang annehm genug ist; man konnte sie aber nicht zu Stande bringen.

Die Bildsäule des Vu, (denn jede Profession hat ihren besondern Heiligen), hat ihren Ursprung von den Vorbildern, welche die Werkleute nicht nachmachen können. Eine von den Kaisern befahl, man sollte ihm einige Stücke nach gegebenen Vorbildern machen; die Beamten drohten den armen Leuten mit grosser Schärfe, die dieses als etwas unmögliches vorstellten. Endlich sprang einer von ihnen, aus Verzweiflung wegen des übeln Begegnens, in die Flammen, und ward

im Augenblicke verzehrt. Weil aber das Porzellan, das damals im Ofen stand, vollkommen wohl geriet, wie es der Kaiser verlangte: so hat man diesen Werzweifelten nachgehends als einen Helden angesehen, und zum Vorsteher des Porzellans erwählt.

Ob die Arbeiter gleich keine Orgel zu Stans  
bringen konnten: so erfüllten sie doch den  
Prinzen Verlangen mit Bilden, Glageoleten,  
und einem Instrumente, Namens *Qin* so,  
das aus neun kleinen runden Platten besteht,  
die ein wenig hohl sind, und verschiedene Tönu-  
ne geben. Sie hängen solche in einem Gestelle  
in verschiedenen Höhen auf, und schlagen das-  
an, wie auf ein Hackebrett, wovon sie einen  
schwachen Klockenton geben, der mit andern  
Instrumenten, oder mit der Stimme zusam-  
men klingt: Am glücklichsten sind sie in Gross-  
festen und Vorstellungen von Thieren. Sie  
machen Enten und Schildkröten, die auf dem  
Wasser schwimmen. Der Verfasser hat eine  
nach dem Leben gemalte Kuh gesehen. In ih-  
ren Kopf hatten sie eine Lampe gesetzt, deren  
Flamme die beyden Augen ausmachte; und  
sie versicherten ihn, die Matten fürchteten sich  
bei Nacht davor. Sie machen auch häusige  
Bildsäulen von der Qua ein, einer in China  
bes-



berühmten Oßting. Sie wird mit einem Kind  
in den Armen vorgestellt und die unschuldig  
harten Frauen rufen sie an. Man kann sie mit  
den alten Bildsäulen der Venus und der Dis-  
ana vergleichen, nur daß der Qua ein ihre  
sehr sittsam aussehen.

Wegen des Porzellans von verschiedenem  
Alter, haben die Chinesen verschiedene Meis-  
nungen; einige ziehen das alte, andere das  
neue vor. Man hat in Europa das Vorurtheil,  
als müßte das beste Porcellan lange Zeit un-  
ter der Erde begraben liegen. Wahr ist es,  
daß man bisweilen bei Ausräumung alter zer-  
störter Gebäude, oder wenn man Brunnen,  
die lange Zeit nicht gebraucht worden sind,  
reinigt, schöne Stücke findet, die bei unter-  
higen Zeiten dahin verborgen worden sind.  
Gegentheils hat der Verfasser auch an solchen  
Orten manche vermutlich alte gefunden, die  
mit dem jüngern in keine Vergleichung kom-  
men; daher er schließt, es habe damals, wie  
ist, Porcellan von allerley Werthe gegeben.  
Der den geringsten Haushath der ersten Kai-  
ser, Chan und Schun, der seine Schönheit  
erhalten hat, (denn nur darin besteht der  
Werth) geben sie die größten Summen. Wo-  
les, was das Porcellan durch langes Liegen  
unter

unter der Erde erhält, ist bloß eine Veränderung seiner Farben: es sieht wie Elsenbein oder Marmor aus, und daran erkennt man sein Alter.

Nach den Jahrbüchern von King te ching, gab es vormals Gefäße von acht und fünfzig oder neun und fünfzig Längs wert, welches mehr als achtzig Kronen beträgt. Diese Jahrbücher setzen hinzu, es sey zu jedem ein Ofen gebauet, und nichts an Kosten gespart worden. Der Mandarin von King te ching, welcher des Verfassers Freund war, machte seinen Gönnern bey Hofe Geschenke mit dem Ku tong, oder alten Porcellâne, welches er, vermöge einer gewissen Kunst, die er besaß, selbst verfertigte, oder vielmehr nachmachte. Er brauchte viel Arbeit dazu. Die Materie zu diesen falschen Antiquen, ist eine gelbe Erde, die unweit King te ching gegraben wird. Man macht sie sehr dick. Eine Schüssel, welche der Mandarin dem Dentrecelles gab, war so schwer, als zehn gemeine.

Nichts ist an diesem Porcellâne besonders, als der Hirsch, der aus einem gelben Stein gemacht wird, und mit einer grössern Menge gemeinen Oels vermischte, die Gefäße meersgrün färbet. Nach dem Brennen werden sie solche



solche in sehr sette Brühe von Kapuzinen oder andern Fleische, brennen sie alsdann wieder, und legen sie einen Monat oder länger, in den untreinsten Sumpf, den sie finden können. Nachdem man sie herausgenommen hat, gelassen sie für Stücke von dreihundert bis viertshundert Jahren, oder wenigstens von der vorhergehenden Dynastie der Ming, da Porcellän von dieser Dicke der Hofgeschmack war. Diese falschen Ku tong sind dem wahren so ähnlich, daß sie nicht flingen, wenn man sie schlägt, auch ans Ohr gehalten nicht den geringsten Ton von sich geben.

Ob das Porcellän gleich nicht so durchsichtig, als Glas ist: so ist es auch weniger zerbrechlich. Gut Porcellän hat so wohl, als Glas, einen hellen Klang. Ein Diamant schneidet Glas: also bedienen sie sich auch eines Diamants, um zerbrochen Porcellän wieder zusammen zu setzen. Sie machen damit, wie mit einer Nadel, kleine Löcher hinein, durch welche sie seinen Kupferdrat priesen, damit es wieder kann gebraucht werden, und der Bruch kaum mehr zu sehen ist. Es giebt Leute, die aus dieser Verrichtung ihr Handwerk machen.

King te ching ist mit dem Abgange und den Bruchstücken des zerbrochenen Porzellans, u. der Materie aus den Oesen erweitert worden. Sie bauen täglich, und jedes Haus ist mit Mauern umgeben. Die Ziegel, welche lang und breit sind, liegen nicht auf den Flächen, sondern auf den Ecken. Ihre Borders und Hintervseiter werden wechselseitig heraus ausgelehat; und eine dünne Schicht Mörtel, welche rings um die mittlere Ziegel gelegt wird, verbindet sie mit den Queerziegeln. Die rückwärts gesetzte Seite der Mauer ist eben so versertiget. Je höher sich diese Mauern erheben, desto enger werden sie, bis sie ganz oben, nur eines Ziegelsteines Länge oder Breite haben. Die Queerziegeln sind so gesetzt, daß sie an die von der gegenüberstehens den Seite nicht antreffen.

Sie bauen auch die Mauern so, daß solche zwischen ihren Flächen eine Höhlung haben, und indem sie immer höher steigen, füllen sie diese Höhlung mit den Scherben aus, und werfen eine Erde, die wie dünner Mörtel angeseuchtet ist, darauf. Dadurch wird alles in eine Masse zusammen verbunden, und die Ziegel halten an einander. In einiger Entfernung sehen die Mauern aus, als wären sie

aus seinem grauen polirten Steine gemacht, und siehen, welches erstaunlich ist, wenn sie oben bedeckt sind, hundert Jahre. Wahrt ihs, daß sie kein Zimmerholz tragen, welches auf starken hölzernen Pfeilern ruhet.

Das übrige vom Abgange, wird ordentlich auf die Ufer des Flusses unter King te ching geworfen, wo es dem Strome widersteht, und endlich tauglich wird, Straßen darauf zu bauen.

### III. Papier, Dinte und Pinsel in China, nebst der Art, Bücher zu drucken, und zu binden.

#### a) Von der Papiermannsfactur.

Diese Manufactur unter den Chinesen ist so merkwürdig, daß sie eben so wohl eine Beschreibung verdient, als die Seide und das Porcellän. In den ältesten Zeiten des Kaiserthums, hatten sie kein Papier, (welches sie Chi nennen) sondern schreiben auf Bretter, und breite Stücke Bambu. Statt einer Feder oder eines Pinsels bedienen sie sich eines eisernen Griffels, oder einer Nadel. Sie schreiben auch auf Metall, und die Liebhaber heben noch Platten auf, auf denen

sehr wohlgemachte Schriftzüge zu sehen sind. Ihr Papier ist so fein, daß die Europäer gesmeckt haben, es sey von Seide gemacht, ohne zu bedenken, daß man die Seide nicht zu einem Teiche stampfen kann.

Die Chinesen machen ihr Papier aus der Bambusrinde, oder aus Rinde von andern Bäumen; sie bedienen sich nur der zweyten Schale dazwischen, die gelinde und weiß ist. Diese stampfen sie im klaren Wasser. Die Formen, deren sie sich bedienen, diesen Zeng auszuschöpfen, sind lang und breit, so, daß sie Bogen von zehn bis zwölf Fuß lang, und länger haben. Jeden Bogen tunken sie in Wasser, in welchem Zan oder Alau aufgelöst ist, welches ihnen statt des Leimens dient; und das heißt heissen sie es Zan-Papier. Dieser Alau verhindert, daß das Papier die Tinte nicht in sich zieht, und giebt ihm einen Glanz, als ob es versilbert oder überfleinißt wäre; aber es bricht auch leicht. Dieses Papier ist weißer, gelinder und dichter, als das Europäische, ohne die geringste Rauhigkeit, die den Pinsel aufhalten, oder die Haare von einander sonst beeinflussen könnte. Weil es aber aus Rinde besteht, so nimmt es leicht Feuchtigkeit an; der Staub legt sich daran, und die Würmer finden sich



nach und nach hinein; dies verderbt ihre Wüscher, wenn sie solche nicht oft ausklopfen und an die Sonne legen.

Außer dieser Art haben sic Baumwollenspäpier, welches das weißeste, feinste und geschränchlichste, auch den vorerwähnten Unvollkommenheiten nicht unterworfen ist: denn es hält sich so gut, und ist so dauerhaft und weiß, als das Europäische.

Was nun folget, hat man aus einem artigen Werke genommen, das unter der gegenswärtigen tatarischen Familie geschrieben worden ist, und von der Erfindung des Chi oder Papiers, dessen Materialien, Beschaffenheit, Gestalt und verschiedenen Arten handelt. Der Verfasser gesteht, daß der Ursprung dieser alten Erfindung nicht bekannt ist. Sie schrieben auf kleine Stücke Bambus, die beim Feuer gelinde gemacht, und poliert waren, aber ohne die Rinde abzuziehen. Dieses erhellt aus den Schriftzügen Ryn und Use, deren sie sich damals statt Chi bedienten, um die Materie, auf welche sie schrieben, anzuzeigen. Sie schnitten die Buchstaben mit einem zarten Werkzeuge ein, und machten aus diesen kleinen Platten, die sie zusammenhingen, einen Band. Aber diese Bände waren beschwerlich

zu gebrauchen. Seit der Dynastie der Ts'ui noch vor Christi Geburt, schrieben sie schon auf Stücken Seide oder Leinen, die in die Grösse geschnitten waren, welche ihr Buch bekommen sollte. Daher ist der Schriftzug Chi zuweilen aus dem Zuge Se zusammengesetzt, welcher Seide bedeutet, und manchmal aus dem Zuge Lin der Leinen angezeigt.

Endlich ersand im Jahre 95 unter dem T'ong han oder östlichen Chan, unter des Hos-ti Regierung, ein grosser Mandarin des Hos-ses, eine bessere Art Papier, welche Ts'ay hei-chi oder Papier des Lord Ts'ay genannt wurde. Dieser Mandarin brachte die Rinde von verschiedenen Bäumen, abgetragene Stücke Seide, und altes hanfenes Zeug durchbohren zu einer Art dünnen Teiges, daraus er manchmal Papier versorgte. Er machte auch einiges aus den Seidenknoten, das sie flachspapier nennen. Bald darauf brachten die Chinesen diese Entdeckungen zur Weltommenheit, und ersanden die Kunst, ihr Papier zu glätten.

Aus einem andern Buche Suri Kyen-chi pit genannt, welches von eben dieser Sache handelt, lernen wir, daß das Papier in der Provinz Se chwen vom Hanfe gemacht wird, daß

Kau tsong, der dritte Kaiser von der grossen Dynastie der Tang, ein vorzügliches Papier aus dieser Pflanze hat versertigen lassen, auf welches alle seine geheimen Befehle geschrieben wurden, daß es im Ho kuen aus gelindem Bambus, in den nordlichen Provinzen aus der Rinde von Maulbeerbäumen, in Che kyang aus Weizen oder Reisstroh gemacht wird; daß man in Kyang nan aus der Haut, welche in den Hülsen der eingesponnenen Seidenwürmer befindlich ist, ein Pergament versertigt, welches so wen chi heißt, fein und glatt ist, und zu Aufschriften und Schildern dient; endlich, daß der Baum Chu oder Ku chu in Hu quang den vornehmsten Stoff zum Papiere liefert.

Unter den verschiedenen Sorten des Papiers erwähnet unser Schriftsteller eine, deren Bogen drey und manchmal fünf Chang Länge haben. (Ein Chang ist zehn Fuß. Privatpersonen zu London sollen Bogen haben, welche über siebenzig Fuß lang sind). Er zeigt, wie es verschiedentlich gefärbt, und ohne Silber überfärbt wird; welche Erfindung man dem Kaiser Kau ti von der Dynastie Li zuschreibt. Er redet von dem Papiere in Ko rea, welches, seinem Berichte nach, aus den Hülsen

gäßen der Seidenwürmer gemacht wird, und erzehlet, man hätte in diesen Landen, schon von dem siebenten Jahrhundert her, die Abgaben an den Kaiser in Papiere entrichtet.

Es wird in China ungemein viel Papier verbraucht. Ausser der erstaunlichen Menge dessen, welches die Gelehrten verbrauchen, geht auch unglaublich viel in den Privathäusern auf. Eine Seite von ihren Zimmern besteht aus Schränken, die mit Papiere überzogen sind. Aus die übertünchten Wände lieben sie weißes Papier, damit sie weiß und glatt bleiben. Die Decke besteht aus Rahmen, die mit Papiere überzogen sind, und sie malen auf solches allerley Bilderathen. Kurz, der größte Theil ihrer Häuser zeigt nichts, als Papier, das jährlich erneuert wird.

Man braucht nur die innere Rinde von verschiedenen Bäumen zum Papiermachen; von dem Bambu und Baumwollenstrauche aber wird alles genutzt. Aus einem Balde von dem größten Bambus lesen sie jährige Schößlinge aus, die etwa halb so dicke sind, als eines starken Mannes dicker Bein. Nachdem sie die erste grüne Rinde davon abgezogen, und sie in gerade Stücke von sechs bis sieben Fuß Länge gespalten haben, werfen sie

dieselben in einen Sumpf, darinuen zu saulen. Etwa in vierzehn Tagen werden sie aus dem Schlamme genommen, in reinem Wasser gewaschen, in einem grossen trocknen Graben ausgebreitet, und mit Kalfe bedekt. In wenigen Tagen nimt man sie wieder heraus, wascht sie von neuem, und macht eine Art Fäden daraus, die an der Sonne getrocknet und gebleicht werden. Nachgehends wirft man sie in grosse kupferne Kessel, und Kocht sie durch und durch, wotauf sie endlich mit Stempeln zu einem flüssigen Leige gemacht werden.

Auf Seegen u. in unangebauten Dörfern findet man eine Pflanze, die lange und harte Ranken treibt, wie der Weinstock. Die Rinde ist sehr glatt und schlüpfrig, wie solches der Name Hau teng ausdrückt. Man heisst sie auch Ko teng, weil sie kleine sauerliche Birnen von einer weißlich grünen Farbe hervor bringt, die gut zu essen sind. Ihre Wurze, die ungefähr so groß sind, als die Weinreben, kriechen am Grunde hin, oder winden sich um die Bäume. Nach unserm Chinesischen Schriftsteller geben die Schäfflinge der Ko teng, wenn man sie viert oder fünf Tage in Wasser einweicht, einen klebrichen zähem Saft, wie eine Art von Leime oder Gummi;

diesen

diesen vermengen sie mit einem Teige, von dem das Papier gemacht wird, u. nehmen sich in Acht, daß sie nicht zu viel, und nicht zu wenig thun; die gehörige Menge lernt man bloß aus der Erfahrung. Wenn sie diese Vermischung geslopft haben, bis es wie ein dicker schlammisches Wasser wird: so gießen sie es in weite tiefe Behältnisse, die mit vier Mauern bis an eines Mannes Brust hoch eingefasst, und an den Seiten und unten so wohl verwahrt sind, daß die Feuchtigkeit weder auslaufen, noch sich hineinziehen kann. Die Arbeiter stehen alsdann an den Seiten des Behältnisses, und nehmen mit ihren Kulden die Oberfläche der Feuchtigkeit weg, die fast den Augenblick zu Papiere wird.

Die Form, deren Rahmen leicht aus einander genommen, erhöhet oder vertieft wird, machen sie aus Bombusäden, die durch Lebchere in einer stählernen Platte so fein wie Draht gezogen sind. Nachgehends werden sie in Oele gesotten, bis sie sich recht voll gezogen haben, damit die Form nicht tiefer sinkt, als erforderl. wird, die Papierbogen auszuschäpfen.

Wenn sie Bogen von außerdentlicher Größe machen wollen: so wird die Form von

Strängen und einer Rolle gehalten. In dem Augenblicke, da man sie in die Höhe zieht, stehen die Arbeiter an den Seiten des Behältnisses fertig, den Bogen sehr geschwind weg zu nehmen; alsdann lehnen sie ihn an eine hohle Mauer, deren Seiten wohl geweist sind, und führen vermittelst einer Röhre in solche an einem Ende dichtige aus einem Ofen, so dann der Rauch, auf der andern Seite durch ein kleines Lüftloch herauszieht. Solche hergestalt trocknen sie die Bogen fast so geschwind, als sie dieselben machen können.

Sie wählen zum Papiermachen diejenigen Bäume, die den meisten Saft haben, als den Maulbeerbaum, Eltern, die Stengel von Baumwollkrautsträuchen, Hanse und von verschiedenen in Europa unbekannten Gewächsen. Erstlich schälen sie die dünne äußere Rinde gelinde von dem Baume ab, welche grünlich ist; alsdann ziehen sie die innere Rinde in sehr langen dünnen Streifen ab. Wenn sie solche im Wasser und an der Sonne gebleicht haben: so bereiten sie dieselbe eben so zu, wie den Bambu.

Das Papier aber, das am meisten im Gebrauche ist, wird aus der inneren Rinde des Baumes Chu fu oder Ku chu gemacht, und daher

haber auch genannt. Wenn man dessen Rinde zerbreicht, so schaet sich die Rinde in langen Streifen wie Bande ab; nach den Blättern sollte man ihn für einen wilden Maulbeerbäume halten: aber seine Frucht ist der Frucht des Feigenbaumes ähnlich. Sie wächst ohne Stiel gleich an den Ästen; und wenn man sie abpflückt, ehe sie vollkommen reif wird; so dringt an dem Orten ein milchähnlicher Saft heraus, vollkommen wie bey der Feige. Er kommt mit dem Feigen und dem Maulbeerbäume in so vielen Dingen überein, daß man ihn vor eine Art von Maulbeerfeigenbäume halten sollte. Nichts desto weniger gleicht er noch mehr einer Art Erdbeersträuche, Altrachne, genannt, die von mittelmäßiger Höhe ist, und eine glatte, weisse und glänzende Rinde hat, die aber im Sommer aus Mangel der Feuchtigkeit leicht ausspringt. Der Thru wächst so wohl als der Erdbeersträuch, auf Bergen und an steinigen Orten.

Damit das Papier hart wird, und die Dünste verträgt: so tunken es die Chineser in Alauwasser. Die Europäer heissen dieses das Papier mit Tantranken; weil Alau Tant heißt. Sie schnellen sechs Lungen sehr weissen und reinen Fischlein ganz klein, und werden  
und  
sols



solches in zwölf Löffel voll reines Wasser, welches sie Kochen lassen, und es beständig umrühren, damit sich keine Klumpen zusammenhängen. Werdann lösen sic darinnen drei viertel Pfund weissen calcinirten Alraun auf. Diese Vermischung wird in ein grosses weites Gefäß gegossen, und queer über solches legen sic einen kleinen Stock, der glatt und rund ist. Hierauf stedden sie das Ende von jedem Bogen in einen andern Stock, der durch und durch von einander gespalten ist, tunken den Bogen gelinde ein, und ziehen ihn, so bald er benetzt ist, heraus, indem sie ihn über den runden Stock weg schleifen; worauf sie den andern Stock, der ihn hält, in ein Loch in die Mauer stedden, und den Bogen daselbst trocknen lassen. Davon bekommt das Chinesische Papier seine Stärke, seine weisse Farbe, und seinen Glanz. Einer von den Schriftstellern sagt, diese Kunst sei aus Japan gekommen.

Sie besitzen auch das Geheimniß, dem Papiere mit sehr geringen Kosten, und ohne Blattsilber, eine Silbersfarbe zu geben. Sie nehmen sieben Zwen oder zwey Scrupel von Leim, der aus Rindsleder gemacht ist; drey Zwen weissen Alraun, und eine halbe Bind'e reines Wasser: dieses lassen sie über einem schwä-

schwachen Hener gelinde verlochen, bis das Wasser verzehrt ist, das ist, bis kein Dunst weiter aufsteigt. Alsdann breiten sie einige Bogen Papier auf eine sehr glatte Tafel, und streichen mit einem Pinsel zwei oder drei Lagen Leim gleichförmig darüber. Wenn er nicht gleich liegt, so streichen sie noch einmal welchen auf. Hernach nehmen sie Talfpulver, welches so, wie in der Folge gezeigt wird, zus bereitet worden, sieben solches durch ein Sieb, oder durch ein Stück dazu geschickter Gaze, und breiten es gleichförmig auf dem Bogen aus, worauf sie solchen in den Schatten zum Trocknen hängen. Nachgehends werden die Bogen das zweytemal auf die Tafel gelegt, und mit reiner Baumwolle gelinde getrieben, um den überflüssigen Talf weg zu nehmen, der dann von neuem wieder dazu kann gebraucht werden. Mit diesem im Wasser ausgebreiteten Pulver, das mit Keime und Wasser vermengt wird, kann man auf das Papier zeichnen, was vor Figuren man will.

Den Talf (die Chinesen heissen dieses Mineral Yun mwa che, das ist, einem mit Wölken schwangeren Stein; weil jedes Stückchen, das sie abbrechen, eine Art eines durchsichtigen Wölchens ist) zu zubereiten, nehme man

seinen

seinen, durchsichtigen und schneeweissen Zust. Derjenige, den die Russen bringen, ist besser, als der aus der Provinz Se chiven kommt. Nachdem er vier Stunden gekocht hat, muß er einen oder ein Paar Tage im Wasser bleiben, alsdann wohl gewaschen, und in einem kleinen Sack gehau werden, indem man ihn mit einem Hammer zu Stücken bricht. Zehn Pfunden setzt man hernach drei Pfund weissen Baum, und macht beides zusammen in einer kleinen Handmühle zu Pulver. Nachgehends siebt man das Pulver durch ein seines Sieb, thut es in Wasser, das nur ausgekocht ist, und gießt solches ab, wenn es helle geworden ist. Was sich am Boden setzt, und an die Sonne gelegt hart wird, das muß in einem Mörser zu einem sehr feinen Pulver geslossen werden, welches wieder gesiebt, und alsdann gebraucht wird.

Vor dem Begräbnisplätzen, außerhalb der Vorstädte von Peking, befindet sich ein langer Frieden, dessen Einwohner alt Papier erneuern, um dadurch dem starken Verbrauche dieser Ware zu Hülfe zu kommen. Sie besitzen die Kunst, ihm seine erste Schönheit wieder zu geben, und es zum völligen Gebrauche wieder zuzurichten. Es liegt nichts daran, ob

das

das Papier ist beschrieben, an Mauern geslebt, auf Rahmen gemacht, oder zu andern Sachen angewandt gewesen. Diese Arbeiter kaufen es sehr wohlheil aus den Provinzen und haben beständig einen guten Vorrath das von in ihnen Häusern, die jedes noch einen mit sehr glatten und weissen Mauern besonders eingeschlossenen Hof haben. Wenn sie eine Menge sehr seines Papier haben: so lassen sie solches besonders aus. Dieses alte Zeug bringen sie in flachen Körben an einen Brunnen, und waschen es daselbst mit allen Kräften, auf einem kleinen gelinde abhängig geslisserten Platte, reiben es mit den den Händen, und treten mit den Füßen darauf, um die Unreinigkeit heraus zu bringen. Nach diesem lochen sie die Masse, stampfen solche, bis sie zum Papiermachen tauget, und thun sie in dieser Absicht in ein grosses Behältniß oder Fäß. Dieses Papier wird nur von mittlerer Grösse. Wenn sie einen grossen Haufen davon gemacht haben, so schaffen sie es in den benachbarten Hof, wo sie die Bogen mit einer Radelspize von einander absondern, naß an die Mauer stießen, und daselbst von der Sonne trocknen lassen. Dies geschieht in kurzer Zeit,

Zeit, und darauf nehmen sie dieselben ab, und legen sie zusammen.

*Barbier.* Navarette sagt, das Papier sey so  
ausserordentlich wohlfeil, daß man um  
drittehalb Maal oder ohngefähr 9 gute Gross  
schen über funshundert und funfzig Bogen  
faulen könnte, und es gäbe tausenderley Arten  
von Papiere, die an Feinheit und Farbe uns  
terschieden wären, u. aus denen sie sehr artis  
ge Bilder für ihre Häuser u. Tempel machen.

Ein anderer Schriftsteller merkt an,  
*Oberholz.* daß das Papier der Chinesen außer der  
Farbe mit unsern Papier nicht ähnliches und  
ihre Bogen die Größe von 4 unserer Bogen  
haben. Auf der einen Seite, fährt er fort,  
ist es glatt, wie Glas, auf der andern aber  
nicht, daher sie die Blätter allemal doppelt les  
gen, und nie auf mehr als einer Seite derselbs  
schreiben oder drucken, und zwar von den  
Flechten zur Linke, von oben nach unten.  
Das Druckpapier ist so dünn wie ein Eghaut  
daher die Buchstaben durchschlägen. Das fein  
ne Papier, welches mit dem Thee nach Europa  
kommt, ist bekannt genug. Man hat hier  
auch eine Gattung Schreibpapier, welches  
stärker als das gewöhnliche ist, und unter  
den Namen von Macaopapier gelaust wird;  
auf

auf dieses kann man mit Dinte schreiben, und es ist, nach unsers Verfassers Meinung, besser, als irgend eine Europäische Sorte, besonders zum Trocknen der Kräuter.

Au einem andern Orte äussert eben dieser Schriftsteller die Meinung, als wenn die Rinde des Wachholders und anderer Bäume, die wir haben, eben so wohl Papier, als die innere Rinde des Kambubaumes, liefern könnten —

### b) Chinesische Dinte und Pinsel zum Schreiben.

Die Dinte, deren man sich bedient, wird aus Lampenrussé gemacht, welche man durch Verbrennung verschiedener Arten von Materien erhält; besonders aber von Sichtenholze oder Oele. Le Comte sagt, sie bedienten sich gewöhnlich des Schweines fettes mit Oele vermengt. Den Geruch davon zu verbessern, mengen sie wohl riechende Sachen darunter. Aus diesen Dingen machen sie eine Art von Teige, den sie in hölzernen Formen von mancherley Gestalt bilden, und verschiedene Zierathen darauf machen. Die gewöhnlich



sien sind Menschen, Drachen, Vögel, Bäume, Blumen, u. s. w. Die Gestalt des Stückes ist ordentlich wie ein Stiel, oder wie eine Schreibtafel, und eine von beiden Seiten gemeinlich mit Chinesischen Schriftzügen bedeckt. Die beste Dinte wird zu Whah chew, einer Stadt in der Provinz Kyang nan, gemacht. Sie ist, nach ihrer verschiedenen Güte, heuer oder wohlseil. Die Europäer haben sich vergebens bemüht, sie nachzumachen. Sie ist beim Zeichnen sehr nützlich; weil man mit ihr jeden Grad des Schattens geben kann, den man will. Sie haben auch rothe Dinte in China, die man aber vornehmlich nur auf den Buchertiteln braucht. Alles, was zum Schreiben gebraucht, wird in China sehr geehrt; auch selbst die Arbeiter, welche die Dinte fertigen, werden nicht so angesehen, als wenn sie mit einer blossen verächtlichen Handarbeit umgingen.

Der Schriftsteller, welcher in dem Artikel vom Chinesischen Papiere ausgeführt wurde, meldet von der Dinte folgende besondere Umstände: Sie sei vor-

denfslichen Fahrten erfunden; aber erst in vielen Jahren zu ihrer Vollkommenheit gebracht worden. Erstlich schrieben sie mit einer Art schwarzer Erde, wie der Schrifts zug Me, welcher Dinte bedeutet, vermisstelß seiner Zusammensetzung anzeigt. Nach einigen Berichten zogen sie aus dieser Erde, oder aus diesem Stein, einen schwarzen Saft. Andere melden, man hätte sie auf Marmor gerieben, und dadurch eine schwarze Feuchtigkeit erhalten. Noch andere sagen, sie sey calcinirt, und zu einem feinen Pulver gemacht worden, das aus man Dinte versetzt habe. Dieser Stein wird in einer moralischen Betrachtung des Kaisers Wu yang erwähnet, der eilshundert und zwanzig Jahr vor Christo gelebt hat.

Unter den ersten Kaisern aus der Familiie Long, um das Jahr 620, beschenkte der König von Korea den Kaiser mit einigen Stücken Dinte, die aus Lampensuisse gemacht waren. Man hatte dazu alte Tüchten verbrannt, und solches mit Leim aus Hirschhorn zu einem zusammenhängenden Wesen gemacht. Diese Dinte hat-

te einen solchen Glanz, daß sie wie überfornirt aussah; und dadurch wurden die Chinesen zum Nachahmer bewegt, und brachten sie endlich um das Jahr 900 zu der jetzigen Vollkommenheit.

Im Jahre 1070 ersanden sie eine Art, mit Namen Yu me, oder Kaiserdinte, weil man sich ihrer bei Hofe bediente. Sie ward aus Oele gemacht, dessen Dampf man in einer metallenen Schüssel auffing, und des angenehmen Geruchs wegen etwas Muskus zusehle.

du habt Folgendes Recept, welches man  
de und  
in China aus dem Chinesischen genommen hat,  
ist vielleicht zulänglich, eine Dinte  
von guter Schwärze zu machen, welche  
man als die wesentlichen Eigenschaften ans-  
sieht. Man brenne Lampenruß und Pfers-  
decastanien in Schmelztiegeln, bis sie gar  
nicht mehr rauchen. Alsdann lässe man  
etwas Gummi Tragacanth im Wasser auf;  
und wenn es dick genug wird, so thue man  
die andern Zusätze dazu, und röhre alles  
durch einander, damit ein Teig daraus  
werde, den man in Formen bilden kann.

Bu

Zu viel Pferdecastanien werden violettschwarz geben.

Eine leichtere und einfachere Art ward zu dem Jesuiten Contentin mitgetheilt, der in dieser Verrichtung so geschickt war, als man nur einen finden konnte; denn die Künstler sind ungemein sorgfältig, ihre Geheimnisse zu verbergen. Sie thun fünf oder sechs angepündete Weidenästchen in ein Gefäß voll Öl, und setzen darauf in gehöriger Weite einen eisernen Deckel, der allen Rauch aussängt, wie eine Feuermauer. Wenn er genug gesammelt hat, so nehmen sie ihn weg, und schren den Boden mit einer Gänsefeder gelinde ab, daß der Ruß auf einem trocknen Bogen starkes Papier fällt. Diese Schwärze giebt ihre seine und glänzende Dinte. Was fester an den Deckel anhängt, ist größer, und giebt die gemeine. Wenn sie den Ruß abgenommen haben, so stossen sie ihn in einem Mbeiel, thum Muskus oder ein wohlriechendes Wasser dazu, nebst einem dünnen Leime aus Kindshaut, den sie Niewskew nennen, um die Materie mit einander zu verbinden. Ist es so dick geworden, wie ein Teig, so thun sie es in Formen, und



drücken vermittelst eines Siegels die Farben, die sie verlangen, blau, roth oder Gold, worauf sie solche in der Sonne oder im Winde trocknen.

In Waben diew haben die Kaufleute kleine Zimmer, wo sie den ganzen Tag angezündete Lampen halten; jedes Zimmer wird nach dem Oele, das darinnen brennet, von dem andern unterschieden: weil solches auch andere Dinte giebt. Denn so häufig und so wohlfeil kann es nicht aus dem Bergelin oder Senföle, wie sich manche Chinesen einbilten, gemacht werden.

Man sagt, sie hätten in dem Bezirke dieser Stadt Ofen von einem besondern Baum, um alte Fichten zu verbrennen, und den Rauch durch lange Röhren in kleine dichte mit Papiere behangene Zellen zu führen. Nach einige Zeit bauen sie die Thüren, und nähmen den Rauch in Menge von den Decken und Wänden ab. Zugleich würde das Harz, vermittelst anderer den Boden gleich gelegten Röhren, aus dem Fichtenholze gesogen. Sie durchdränchen die Zellen mit Rauch aus und andern Spezereien, deren Geruch

fisch

sich in den Muß zieht, so daß die Dinte nicht  
übel riecht.

Der Missionarius bemerkt: die Beschaffenheit des Holzes, das man verbrennte, trüge sehr zu der Güte der Dinte bei; und glaubt, der Muß aus den Glasösen, dessen sich die Maler bedienen, mögte der beste seyn, die Chinesische Dinte nachzumachen.

Folgende müßliche Anmerkungen sind aus dem schon angeführten Chinesen genommen:

1) Die verschiedenen Grade der Güte von der Dinte zu unterscheiden, wenn sie noch neu ist, beninge man die Enden von verschiedenen Stücken, und reibe sie auf einem Gefäße, das mit dem feinsten Firnisse, Tuan-quang es genannt, überzustrichen ist. Wenn die Proben trocken sind; so hält man das Gefäß gegen die Sonne; und wenn die Farbe der Dinte der Farbe des Firnißes vollkommen gleich: so ist sie gewiß von der feinsten Art. Fällt die schwarze Farbe ins Blaue, so ist sie viel schlechter; am allerschlechtesten aber, wenn sie aschfarben ist.

2) Die Dinte vor aller Beschädigung zu bewahren, thut man sie in eine dicht verschlossene Büchse, mit etwas vollkommen re-



sem Beyfusse. Deutn wenn man sie der Sonne aussetzt, so bekommt sie Risse, und springt in Stücken.

3) Wenn ein Stück bricht, so mache man auf dem Marmor etwas von eben der Harbe zu einem Teige; darauf reibe man die jers brochenen Stücke damit, und drücke sie zusammen. Nachdem sie einen Tag zum Trocknen gelegen haben, werden sie so ganz und fest seyn, als zuvor.

4) Will man die Dinte recht zart haben: so wasche man den Marmor wohl, ehe man sie reibt. Denn die geringste Dinte vom vorigen Tage, die auf selbigen übergeblieben ist, verderbt die frische Dinte. Man soll auch den Marmor mit gekochtem Wasser, das aber gesstanden hat, bis es erkaltet ist, abreiben. Die besten und tauglichsten Steine zur Zurichtung der Dinte heissen Tiansche.

5) Wenn man die Dinte lange Zeit aufgehoben hat, so wird sie nicht mehr zum Schreiben gebraucht, sondern ist, wie die Chinesen glauben, ein vorzefliches Mittel vor den Blutschüttungen, und vor die Verzuckungen bey den Kindern. Sie behaupten, ihr

Misali verschlücke, seiner Natur gemäß, die sauren Gäste, und versüsse dadurch die Schärfe des Blutes. Die Dosis vor erwachsene Personen, ist zwei Quentchen in einem Trunke Wein oder Wasser.

Die Chinesen bedienen sich keiner Feder, wie die Europäer, sondern der Haarpinsel, besonders von Kasninchabaaten, die am gelindesten sind. Wenn sie schreiben, so haben sie einen kleinen polierten Marmor auf der Tafel, mit einer Höhlung an einem Ende, in welcher Wasser ist. Zu dieses tunken sie das Stück Dinte, und reiben es auf dem glatten Theile des Marmors, wobei sie stärker oder gesünder aufdrücken, nachdem es schwärzer oder heller werden soll. Bei dem Schreiben halten sie den Pinsel nicht schief, wie die Maler, sondern senrecht, als ob sie auf das Papier stechen wollten. Sie schreiben von der rechten Hand gegen die linke, und von dem obersten Rande des Papiers nach dem untern zu. Eben so enden sie ihre Bücher, wo wir unsere anfangen; und unser letztes Blatt ist ihr erstes.



Der Marmor, der Pinsel, das Papier  
und die Tinte, heißen von uns, die viele  
fassbaren Sachen; und die Gelehrten in China  
bemühen sich sehr, dieselben sauber und  
ordentlich zu haben: eben wie unsere Solda-  
ten ihr Gewehr glänzend und in gutem Stan-  
de zu erhalten sich angelegen seyn lassen.

2) Die Druckerei und das Buchdrucken.

Die Chinesen haben die Buchdruck-  
kunst seit unendlichen Zeiten ge-  
habt. Erigalius und andere sagen, sechs  
zehnhundert Jahre vor Christo. Aber ihre  
Verfahren dabei ist ganz anders, als das  
unserige. Wie unsere Schriftzeichen in gering-  
er Anzahl sind, und einzelne Zeile oder Buch-  
staben vorstellen, durch deren Zusammensetzung  
Wörter und Redensarten entstehen,  
anstatt daß der Chinesen ihre zusammenge-  
setzte Zeile oder Wörter ausdrücken: so bes-  
tienen wir uns einzelner Buchstaben, die  
zusammengesetzt und in Zeilen gestellt wer-  
den, daß sie so zu reden, einen dichten me-  
tallenen Körper, so groß als man will, vor-  
stellen; und wenn sie in eine gehörige mes-  
tab

fassene Form durch einen Rahmen befestigt sind, so werden die Bogen von ihnen vermittelst einer Presse abgedruckt.

Die Chinesen hingegen haben keine eigentlichen Buchstaben, sondern einen besondern Schriftzug vor ein jedes Wort: es werden folglich solcher unzählig viele; und man hält es daher vor dienlicher, ihre Schriften in Holz zu schneiden, als Buchstaben dazu zu gießen, die wegen ihrer Menge vielleicht nicht zu gebrauchen wären. (Eben so waren die Tafeln beschaffen, von denen die ersten Europäischen Bücher abgedruckt wurden). Haben gleich die Europäer so viele einzelne Buchstaben, als die Chinesen Schriftzüge: so sind dieser einzelnen Buchstaben viele tausend von einer Art; und ein Buchstabe, der auf einem Blatte ist gebraucht worden, kann wieder bey dem folgenden u. s. w. dienen. Die Chinesen müssen so viele hölzerne Stücke schneiden als Blätter in ihren Büchern sind. Daher ist ein grosses Zimmer erforderlich wird, mit die zu einem einzigen Buche gehörigen Formen aufzuhängen.

Die



Die Missionarien bemerken, daß dieses folgendergestalt geschieht. Das Werk, welches soll gedruckt werden, wird von einem guten Schreiber auf sein durchscheinendes Papier geschrieben: der Holzschnieder steckt alsdann jedes Blatt auf eine Tafel oder einen Stock von Apfelbaum, Birnbaum oder andern harten Holze, und arbeitet die Schriftzüge aus, indem er den Rest des Holzes wegschneidet; welches er so genau zu thun weiß, daß es schwer fällt, die Kopie von dem Originale zu unterscheiden, es mögen ihre eigenen oder Europäische Schriftzüge seyn, die sie eben so schneiden und drucken.

Diese Art zu drucken erspart die Arbeit des Zuges; und da sie die Wogen nur nach dem Maasse, nachdem sie solche verkaufen, abdrucken: so ersparen sie sich die Gefahr, viele hunderte mehr, als verkauft werden, zu drucken, oder bei jedem neuen Druck wieder Unkosten aufzuwenden.

Gleichwohl ist den Chinesen die Europäische Art zu drucken nicht unbekannt, sie haben

ben Buchstaben von Holje, die von einander abgesondert sind, um in dem gegenwärtigen Zustande von China, der alle drei Monate zu Peking gedruckt wird, stets die nöthigen Veränderungen zu machen. Man erzählt, sie drucken zu Nanking und Su chow zu einigen kleinen Büchern auf diese Art sehr sauber und richtig.

Bei denen Sachen, welche Eil erfordern, als wenn ein Befehl vom Hause kommt, der verschiedene Mittel enthält, und in einer Nacht abgedruckt werden muß, haben sie ein anderes Mittel. Sie überziehen das Tafelchen mit gelbem Wachs, und zeichnen die Schriftzüge mit unglaublicher Geschwindigkeit ab.

Sie bedienen sich keiner Pressen, wie in Europa. Ihre hölzernen Tafeln und ihr Papier, das keinen Blaun hat, würden solche nicht vertragen. Wenn sie die Tafel oder Platte ganz gleich und wassereben befestigt haben, so tunken sie einen Büschel, der an beiden Enden kann gebraucht werden, in die Schwärze ein, und reiben die Tafel damit, aber



aber so, daß sie weder zu viel, noch zu wenig berichtet wird; in dem ersten Falle würden die Züge sich nicht sauber, im zweyten gar nicht abdrucken. Alsdann führen sie einen andern länglichen und weichen Pinsel gelinde über das Papier, und drücken es mehr oder weniger nieder, nachdem viel oder wenig Farbe auf der Tafel ist. Wenn solches einmal eingerichtet ist: so können sie drei oder vier Wogen abdrucken, ohne den Pinsel in die Farbe zu tauchen.

Diese Farbe zu versetzen, nehmen sie Lampenfuß, stossen solchen wohl, und sehn ihn an die Sonne, sieben ihn alsdann je seiner, je besser, durchnehen ihn mit einer geistigen Feuchtigkeit, bis er so dick wird, wie ein Leim oder dicker Kleister; er darf sich aber nicht in Klumpen zusammenhängen. Dieses lassen sie über dem Feuer verschliessen, und thun allemal zu zehn Unzen Schwarze ungefähr eine Unze Rindeshautleim, und darauf Wasser, bis es dünne genug wird.

zu hat. Da ihr Papier dünn und durchsichtig ist: so kann man es nur auf einer Seite drucken; daher jedes Blatt gespalten

halzen ist. Die Falzen befinden sich in den Händern, welche sehr gleich gelegt werden, und die Öffnung am Rücken, wo sie wider die Europäische Gewohnheit beschnitten, und zusammengehestet werden. Auf die Falzen ist ein schwarzer Strich gezogen, der, wie die von den Puncturen gemachten Bücher bei unsren Büchern, dem Buchbinder zur Nachricht dienet, wie er sie gehörig brechen soll.

Sie binden ihre Bücher in eine artige Pappe von grauer Farbe, oder in seinen Satin oder geblümten Taffend. Manche sind in rothen Brocad gebunden, der mit silbernen und goldenen Blumen bestreuet ist. Diese Art zu binden ist zwar nicht so gut, als die unfrige, aber doch auch sehr sauber und bequem.

Die Bücher, sagt ein anderer Schriftsteller, werden blos in weiß oder <sup>blau</sup> wohl auch in Goldpapier gehestet. Die Blätter sind dünn und allemal doppelt. Das Format ist groß Octav. In einer andern,

als

als der Chinesischen Sprache geschriebenen Bücher findet man nirgends im Lande, und in der Vorstadt von Kanton kaum andere, als Kalender, zu Hause.

